



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Am. F. 1668

B. A. 1668

23

univ: Rieffeliana
Greek.

Franz: Richter f. 51.

1781

12624

Misc. 259

G

Americanische Sachrichten

bis A. 1668

von

Suitio

und den wilden Indianern
in Maragnon.

verfasset

von Francisco Niclutsch,
ehemaligen Missionario in der quitenischen Mission.



Gedruckt im Jahr 1781.

Wb162,12025



S. I.

Von der Stadt, und Landschaft Quito.

Die ganze Provinz Quito liegt in dem heißesten Erdbezirk, oder wie die Lateiner sagen: in primo clima- te Zonæ torridæ, also zwar, daß ihre Hauptstadt, auch Quito genannt, kaum einem halben Grad von der Mittaglinie entfernt ist. Diese Stadt ist eine der schönsten und, größten des Spanischen Anteils von Süd-America, in welcher sich ein Spanische Weltli- sche Audiencia, oder Landes- Regierung befindet, dessen Präsident den zweyem Perua- nischen Unterordnungen von Lima, und Santa Fe unterworfen ist; seine jährliche Einkünfte belaufen sich auf zwanzig tausend spanische Thaler ohne die neben Sporteln zu rechnen, die, wie ich gehöre, schier eben so viel eintragen. Er hat unter sich nebst andern Beamten zwölf Uydores, oder Rathsherren, deren seglicher aus den Kachas reales, oder Königlichen Cassa 4000. Thaler Jahrsgehalt bekommt. Dergleic-

chen obrigkeitliche Ehrenstellen für America sowohl geist - als weltliche werden alle vom Spanischen Hof zu Madrit verliehen , und zwar nicht auf lebenslang , sondern die meiste der weltlichen nur auf gewisse Jahrsfristen : Die Unterkönige und Präsidenten behalten ihre Würde 8. Jahre lang , und dieß unter Bedingung ihres Wohlsverhaltens : Die Regidores , Corregidores , Alcaldes &c. oder wie man es in Deutschland nennt : Landrichter , Pflegs - Commissarien , Bev - walter ic. In den kleinen Städten und Märkten verbleiben einige fünf , andere auch nur drey Jahre , nach welchen sie entweder in ihrer Verwaltung bestätigt , oder anderswo angestelllet , oder gar nach Spanien zurück berufen werden.

Kirchen -
Regiment.

Das geistliche Oberhaupt in Quito ist ein Bischof , dessen Diöces sehr weit , die Dienten aber nur auf 30000 Thaler sich erstrecken. Das Domkapitel besteht aus 12. Domherren , einem Stadtpfarrer , und übrigen Kleriken. Nebst der Hauptpfarr giebt es 8. kleinere in ihren Barrios , oder Districten eingetheilt. Was besonders die Spanische Geistlichkeit lob - und ehrwürdig macht , ist ihre anständige ungeschminkte Kleidertracht , welche lang , und nur von schwarzer Farb ist. Alle tragen die priesterliche Kron , und weder die Höhere , noch die Mindere lassen sich die Haare frisieren. Man kann ih - nen

Erbau -
the Klei -
dung der
Geistlich -
keit.

nen also den Vorwurf nicht machen, als wollten sie durch standeswidrige Ueppigkeit mehr der Welt, als Gott gefallen.

Die Ordensgeistlichen haben in der Stadt Geistliche
Quito vier herrliche und zahlreiche Conven-
ter, als : die R.R. P.P. Franciscaner, Do-
minicaner, Augustiner, und de la Merced,
oder von der Erlösung der Gefangenen. Der
Frauenklöster sind drey : von St. Clara, von
Berg Carmelo, und von der unbefleckten
Empfängniß Mariä. Das schönste, und
größte Convent besitzen die P.P. Conven-
tualen St. Francisci, welch von den Euro-
päischen nur in diesem sich unterscheiden, daß
sie einen dunkelblauen Habit tragen. Ihre
herrliche Kirche ist mit einem prächtigen Port-
tal, und zween Thürmen geziert. Neben
dem großen Convent haben sie auch ein Re-
ctorat-Collegium für untere und obere Schu-
len. Außer der Stadt sind auch Recollecten
vom heiligen Petro de Alcantara. In die-
sen drey Häusern befinden sich bis 300. Reli-
giosen zwischen Priestern, Kleriken, Brü-
dern, und Choristen. Diese letztere sind noch
junge Leute von vierzehn, oder fünfzehn Jah-
ren, und sind gleichsam ihre Seminaristen,
tragen aber schon das Ordenskleid mit ge-
schornen Kopf, und Haarfranz. Der heilige
Franciscus von Assis ist der Hauptpas-
tron der Stadt, und wird sein Festtag jähr-
lich aufs herrlichste begangen ; denn seine

Ordens-
klöster bey-
deren Ge-
schlechts.

Choristen
der Reli-
giosen.

geistliche Söhne sind die ersten gewesen, welche mit dem berühmten Spanischen Eroberer Pissaro dorthin gekommen, die damalige Heyden sammt ihrem König Inga zu bekehren.

Spanische Kirchen-Ceremo-
nien.

Was uns Deutschen wundersam, und spanisch vorgekommen, war das außerordentliche Ceremoniel, welches bey dergleichen Festbegängnissen von den Religiosen beobachtet wird. Etwelche Tage zuvor gehen einige Priester des Ordens in die vornehme Häuser, wie auch Conventer anderer Religiosen zur Einladung: am Vorabend wird in aller Früh, alsbald der Tag anbricht, mit den Repiques der Anfang gemacht, das ist, es besteigen die Sacristan- und Ministranten den Glockenthurm, und machen mit Repiques Hämmera ein Viertelstund langes Glockenspiel, welches sie alle zwei Stunden des Tags hindurch wiederholen. Bey eingeshender Nacht lassen sich unter Abfeurung der Pöller, Trompeten, Pfeifen, und Trommeln hören, zugleich wird der Kirchenthurm von oben bis unten um und um beleuchtet. Früh morgens am Festtag begiebt sich der Obere des Convents sammt seinen unvergebenen Religiosen zum Kirchthor, und theilen sich innerhalb der Kirche in zwei Reihen ab: Außer der Kirche gegenüber auf der Gasse stehen Indianische Musikanten mit Trompeten, Trommeln und Pfeifen. Sobald nun ein

vor-

Instatt des
Glocken-
läuten
macht man
Repiques.

Empfang
der Kir-
chengäste.

vornehmer Gast in seinem kostbaren Galas Kleid, daher kommt, wird ihm ein herrlicher Tusch gemacht, und von dem Vorster her mit silbernen Wadel das Weihwasser präsentirt: zween andere Religiosen begleiten ihn alsdann in die Kirche hinein bis an seinen Ort. Die Religiosen von andern Orden erscheinen allezeit in Corpore Procescionweis, und werden von allen denen, die in der Kirche stehen, zu beyden Seiten bis zum Hochaltar begleitet, wo sie so lang knien bleiben, bis ihr Oberer mit Handklatschen das Zeichen zum Aufstehen giebt; sie sezen sich hernach auf die ihnen schon vorhin bestimmte Bänke die Lobrede anzuhören, nach welcher sie sich wiederum nach Haus begeben. Mit Verhältniss des andern Geschlechtes werden keine Ceres monten gebraucht, dieses pflegt auch bey solchen Feyerlichkeiten nicht in der Mitte der Kirche, sondern zu beyden Seiten, und zwar nur zu Boden seinen Platz zu nehmen, denn Betsühle, als wie in Deutschland, sieht man weder in Spanischen, noch Wälschen, noch Französischen Kirchen. Den Frauen vom höhern Range wird von ihren Schläfinnen am Orte, wo selbe verbleiben wollen, ein Teppich ausgebreitet, und ein Küsschen gelegt, auf welchen die Sénora bald zu knien, bald mit kreuzweis geschlossenen Füßen zu sitzen pflegt.

Währendem Hochamt tragen beständig zwei, oder drey aufs schönste gepukte Mägdelein ein kostbares Rauchwerk in der Kirche herum, und weißt man dort nichts von Sammlern, noch Hundspeitscherinnen: man läßt aber auch dort solche Thiere nicht in die Kirche, sondern nur aufs Feld mit sich gehn. Das Höchste Gut wird vor dem Gottesdienst in einem erhöhten Tabernakel Guts wird hinter einem goldreichen Vorhang aufgestellt: anstatt des heiligen Segen wird der Segen stellt: anstatt des heiligen Segen wird der Vorhang unter Läutung vieler Glöcklein ganz langsam aufgezogen, unterdessen der Priester das hochheiligste Sacrament beständig anrauchet, das Volk aber mit tiefster Neigung, und Herzklöpfen selbes anbetet: nach geendigtem Gottesdienst läßt man das Velum mit den nämlichen Ceremonien wieder herunter. Der Hauptzierrath des Hochaltars bestehtet in Spiegeln, und Menge der Wachslichtern, mit welchen selber von oben bis unten beleuchtet wird. In den reichen Kirchen sind auch die Antipendia von puren Spiegel, denn solche alldort weit mehr geschäcket werden, als wenn sie von Silber wären.

Spiegel-
Zierde der
Altäre.

Jährliche
Andachts-
übungen
in unserer
Kirche.

Am Schatz und Zierde hatte unsere Kirche der Gesellschaft Jesu zu Quito unstreitig den Vorzug. In dieser wurden das Jahr hindurch nebst den in Europa gewöhnlichen Andachtsübungen zur heiligen Fastenzeit auch

auch besondere vorgenommen. Unter andern wurde alle Freitag zur Abendszeit eine Bußpredigt gehalten, und zum Beschluss dem Volke der Contritions- Act, oder Neu und Allgemein Leid vorgesprochen, bey diesem nahm der Preter Contridiger ein Crucifixbild in die Hand, und da tions Act. er zu den Worten kam : Pesame Sègnor ! Pesame de averte offendido ! Es reuet mich, o Herr ! es reuet mich, daß ich dich beleidiget ic. gab er sich selbst ein paar klingende Maulschallen. Als bald fieng das ganze Volk zu seuzen, und zu schreyen an : Pesame Senor &c. und schlagten sowohl Männer als Weibspersonen sich selbsten tapfer in das Angesicht. In der heiligen Charnoche wurden auch die Kirchenceremonien überaus andächtig gehalten ; das besondere war, daß am Ende der Trauermette die ganze Kirche stockfinster, und beym Absingen des Psalm Misericordie von Mannspersonen ein allgemeine Disciplin gemacht wurde. Am Churfreytag wurde in unserer Kirche. nebst der Paskions Predigt auch Nachmittag von 12. bis 3. Uhr eine geistliche Recollection gehalten zu Ehren der 3. Stunden, die der sterbende Erlöser am Kreuz zugebracht. Die Proceßion wird erst zur Nachtzeit angestellet, welche sowohl Manns- als Weibspersonen mit Lichern, und andächtigem Gebeth begleiten. Am Charsamstag wird schon in der Früh um 10. Uhr die Auferstehung, und ein herrliches Hochamt gehalten, da der Priester

das Gloria in Excelsis anstimmt, werden von der Vorkirche Tauben, und allerley Haubtdgel losgelassen, um dadurch die Erlösung der Altvätern von der Vorhölle anzudeuten, zugleich wird eine Menge papieren Bilder von der Auferstehung herunter geworfen, welche das Indianische Volk in großen Ehren hält.

Leichenab-
gangsritus
der Dr.
densgeistli-
chen.

Was mir von Spanischen Kirchen - Gebräuchen zum besten gefallen, waren ihre Leichenbegängnissen sonders der Ordensgeistlichen. Wenn in einem Convent ein Religios verstorben, werden alle andere Rüster zur Begräbniß eingeladen, aus welchen mit Unterschied mehr, oder weniger darzu erscheinen. Ist der Verstorbene ein Oberer gewesen, müssen sich von jedem Convent wenigstens 24. einfinden, bey andern aber kommt nur der halbe Theil: diese tragen alsdann wechselweis den todten Körper erstlich durch den Kreuzgang des Klosters. Bey jedem Eck wird die Todtenbahr niedergestellt, angerauhet, und nach gesungenen Responsoriis von 6. Religiosen eines andern Ordens fortgetragen. Diese Abwechslung geschieht bis man zur Kirchthüre kommt, bey welcher der Todte von den Seinigen übernommen, und auf ein mit vielen Lichtern belegtes Todtengerüst gesetzt wird. Der Officiator sammt seinen Aßistenten bleibt zu hinterst der Kirche, die übrige Religiosen setzen

hen sich zu beyden Seiten gegen einander, und singen das Officium Defunctorum, bey dem die Vorsteher der Orden die Antiphonen anstimmen. Nach geendigtem Officio wird der Verstorbene nur von den Seinigen zur Gruft begleitet. Des andern Tags kommen von jedem Convent drey Religiosen, welche besonders auf Seiten's Altars ein kurzes Seelenamt singen.

Bey Begräbnissen der Weltleute giebt Reichenbe
es auch was besonders. Wenn eine Standz-
person gestorben, werden 6. oder 8. arme
Weiber aufgedingt zum Lamentiren; diese
müssen beständig bey der Todtenleich ver-
bleiben, und anstatt zu betzen, wechselweis
heulen, weinen, und allerley Lobsprüch dem
Verstorbene zuschreyen. O Leid !
o Schmerz ! o trauriges Schicksal ! Eh du
grausamer Tod ! warum nimmst du unsern
liebsten Vater, (unsere liebste Mutter) hin-
weg ? O großer Gott ! warum strafest uns
so hart, da du unsern besten Freund, diesen
unsern größten Gutthäter dem Tode überge-
ben ? Wo werden wir arme Waisen hinfür
unsere Zuflucht finden ? Ach ! ach ! mein
Herzensfreund ! so bist du dann gestorben ?
Eh ! eh ! Mit dergleichen Heulgeschrey bes-
gleiten sie den Todten bis zum Grabe. So-
lang der Verstorbene im Haus ist, sitzen seine
Umverwandte in einem Nebensaal, oder gross-
en Zimmer ringsherum in höchster Trauer,
Die

die Condolenzen sowohl von geistlich- als weltlichen Personen aufzunehmen: Ein jeder, der kommt, macht jedivederm Kläger sein Trauer-Compliment, mit den Worten: Doy los Pesaines à Vuestra Merced. d. i. ich besiege mein Leid Eurer Herrlichkeit. Alle Verstorbene werden unverhüllt in öffener Sodtenfarg zum Grab getragen. Unterwegs wird der Leichnam drey bis viermal niedergesetzt, vom Priester angeraucht, mit Weihwasser bespritzt, und ein Responsorium gesungen. Alle eingeladene Welt- und Ordensgeistliche begleiten selben mit brennenden Kerzen, welche sie mit sich nach Haus tragen. Bey schlechten und armen Leuten gesetzet es auß sehr schlecht und armselig zu. Wenn beym Verstorbenen gar nichts vorhanden, wird sein Leichnam vor der Hausthür auf öffentliche Gasse hinausgestellet, wo er so lang verbleiben muß, bis gleichwohl durch Almosen der Vorbeigehenden so vieles Geld zusammen kommt, daß es erlaubet die Begräbniß zu bezahlen.

§. 2.

Von der wundersamen Lage des quitensischen Erdreichs.

Da die Provinz Quito sammt andern des festen Landes mitten unter dem heißesten Sonnenkreis, oder in Zona torrida sich befindet,

findet, wo die Sonne den Einwohnern das Jahr zweymal schnurgerad über die Köpfe hinüber geht, sollte man glauben, es wären selbe Gegenden wegen unerträglicher Sonnenhitze nicht zu bewohnen. So muß man aber die unendliche Vorsicht des allmächtigen Schöpfers höchstens bewundern, als welche diesen so weitschichtigen Erdbezirk mit einer doppelten sehr weit sich erstreckenden Kette hoher Schneeberge, Paramos genannt, verschenkt um der übermäßigen Sonnenhitze Einhalt zu thun, und die dafüreyen wohnbar zu machen. Diese Bergreihe nimmt ihren Anfang bey der Erdzungte zu Panama, welche das Nordmeer von dem Südischen absondert, sie läuft alsdann durch die Provinzen von Dariel, und Choco, durchschneidet bey Quito die Alequintiallinie, und das Peruanische Reich, theilet ab das Königreich Chile von Paraquey, und erstreckt sich endlich bis an das weit entlegene Magellanische Erdreich. Das wundersamste bey diesen überaus hohen Paramos, oder Schneebergen ist, daß ihre Anhöhen das ganze Jahr hindurch allezeit mit Schnee bedeckt eine ganz sonderheitliche Kälte verursachen, als welche nicht nur äußerlich den Wirkungskörper bestimmet, und auch den Reisenden der Paramos Kälteweisen die Lefzen aufspringen machen, sondern sie dringet sogar durch Mark, und Bein also zwar, daß die Todtentkörper der Verstorbenen allezeit unversehrt bleiben, zugleich

Beschreibung
der Paramos.

gleich auch im Angesicht scheinen, als wenn sie mit aufgesperrten Mund beständig lächelten, dieß kann meines Erachtens von nichts anders herkommen, als, daß ihnen der durch die innerliche Kälte verursachte Spasmus die Musculos zusammen gezogen, und mit selben beyde Lefzen aufgesperrt hat. Die Eigenschaft dieser außerordentlichen Kälte werden die Natursforscher zu bestimmen wissen: Glaublich entspringet sie von der außerordentlichen Höhe der Paramos, deren Gipfel die Althmosphär des dicken Lufis übersteigen, und sich bis zum dünnen überaus kälter erheben, welcher so wohl die Wolken als die Anhöhen der Berge also durchdringet, daß auf selben der Schnee niemals verschmilzt.

Die Euro-
päischen
Jahrszei-
ten finden
sich dort
ein zu glei-
cher Zeit.

Durch diese Paramos-Kälte wird die Sonnenhitze also gedämmt, daß alldort ganz andere Witterung, und von unsrer Europäischen völlig unterschiedene Eintheilung der vier Jahreszeiten entstehet: denn in jenen Gegenden, welche an den Paramos nächst anliegen, behält die Kälte allezeit die Oberhand, und verursachet einen beständigen Winter: In den Gegenden, die weiter entfernet sind, wo gleichsam die Sonnenhitze der Paramos-Kälte das Gleichgewicht hält, geniessen die Inwohner einen immerwährenden Frühling. In folgender Ferne schlägt die Sonnenhitze etwas vor und verursachet eine beständig angenehme Herbstzeit. Wo endlich die

Pa-

Paramoss sich gar nicht mehr sehen lassen, und die Sonne den Meister spielt, da herrschet auch ein beständig warmer Sommer, und ist das Erdreich desto hiziger, je weiter es von den Paramos entfernet ist, dessentwegen die wilde Indianer, die dort wohnen, das ganze Jahr bloß, oder nur halb bedeckt daher gehen. Aus diesem läßt sich erssehen, daß in selben Erdtheile alle vier Jahreszeiten auf einmal sich einfinden nicht zwar in dem nämlichen, sondern in verschiedenen Orten nach obiger Austheilung. Es hat also einer die Wahl, wo er seine Lebenstag zubringen will, entweders in einem beständig hizigen, warmen, mäsigten, oder allezeit kalten Erdreich. Man muß sich aber die Kälte des letztern nicht vorstellen als wie die Winterkälte in unserm Deutschland, welche das Wasser mit Eis, und die Erde mit Schnee bedecket; denn dort hat der Schnee nur selten Aufenthalt auf den Anhöhen der Paramos, und fällt über die Hälften derselben selten herunter: Viel weniger fällt einer auf die Alpen, die tiefer unten liegen, und von Indianern mit ihrem Hornvieh bewohnt werden, wie auch die Thaler, und Gegend die hart an den Bergen anstoßen. Wie groß aber der Unterschied jener ungleichen Erdlager sey, kann man zu besten erkennen aus dem großen Unterschied ihrer Gewächse, und die Thier, Früchten: denn in dem Bezirke des letzten Erdreichs wächst keine einzige Frucht, welche wächst das

die Condolenzen sowohl von geistlich- als weltlichen Personen aufzunehmen: Ein jeder, der kommt, macht jedivedem Klagēr sein Trauer-Compliment, mit den Worten; Doy los Pesames à Vuestra Merced. d. i. ich besorge mein Leid Eurer Herrlichkeit. Alle Verstorbene werden unverhüllt in offener Sodtenfarg zum Grab getragen. Unterwegs wird der Leichnam drey bis viermal niedergesetzt, vom Priester angeraucht, mit Weihwasser bespritzt, und ein Responsorium gesungen. Alle eingeladene Welt- und Ordensgeistliche begleiten selben mit brennenden Kerzen, welche sie mit sich nach Haus tragen. Bey schlechten und armen Leuten gesetzet es auß sehr schlecht und armselig zu. Wenn beym Verstorbenen gar nichts vorhanden, wird sein Leichnam vor der Hausthür auf öffentliche Gasse hinausgestellet, wo er so lang verbleiben muß, bis gleichwohl durch Almosen der Vorbeigehenden so vieles Geld zusammen kommt, daß es erfülltet die Begräbniss zu bezahlen.

§. 2.

Von der wundersamen Lage des quitenischen Erdreichs.

Da die Provinz Quito sammt andern des festen Landes mitten unter dem heißesten Sonnenkreis, oder in Zona torrida sich befindet,

findet, wo die Sonne den Einwohnern das Jahr zweymal schnurgerad über die Köpfe hinüber geht, sollte man glauben, es wären selbe Gegenden wegen unerträglicher Sonnenhitze nicht zu bewohnen. So muß man aber die unendliche Vorsicht des allmächtigen Schöpfers höchstens bewundern, als welche diesen so weitschichtigen Erdbezirk mit einer doppelten sehr weit sich erstreckenden Ketten hoher Schneeberge, Paramos genannt, versehen und der übermäßigen Sonnenhitze Einhalt zu thun, und die dasige Ländereyen wohnbar zu machen. Diese Bergreihe nimmt ihren Anfang bey der Erdzunge zu Panama, welche das Nordmeer von dem Südischen absondert, sie läuft alsdann durch die Provinzen von Dariel, und Schoco, durchschneidet bey Quito die Alequintiallinie, und das Peruanische Reich, theilet ab das Königreich Chile von Paraquey, und erstreckt sich endlich bis an das weit entlegene Magellanische Erdreich. Das wundersamste bey diesen überaus hohen Paramos, oder Schneebergen ist, daß ihre Anhöhen das ganze Jahr hindurch allezeit mit Schnee bedeckt eine ganz sonderheitliche Kälte verursachen, als welche nicht nur äußerlich den Wirkungskörper befürmet, und auch den Reisenden der Paramos Kälte bisweilen die Lefzen aufspringen macht, sondern sie dringet sogar durch Mark, und Bein also zwar, daß die Todtentörper der Verfrorenen allezeit unversehrt bleiben, zugleich

Beschreibung
der Paramos.

gleich auch im Angesicht scheinen, als wenn sie mit aufgesperrten Mund beständig lächelten, dies kann meines Erachtens von nichts anders herkommen, als, daß ihnen der durch die innerliche Kälte verursachte Spasmus die Musculos zusammen gezogen, und mit selben bende Lefzen aufgesperret hat. Die Eigenschaft dieser außerordentlichen Kälte werden die Natursforscher zu bestimmen wissen: Glaublich entspringet sie von der außerordentlichen Höhe der Paramos, deren Gipfel die Atmosphär des dicken Lufis übersteigen, und sich bis zum dünnen überaus kälten erheben, welcher so wohl die Wölken als die Anhöhen der Berge also durchdringet, daß auf selben der Schnee niemals verschmilzt.

Die Euro-
paischen
Jahrszei-
ten finden
sich dort
ein zu glei-
cher Zeit.

Durch diese Paramos-Kälte wird die Sonnenhitze also gedämmt, daß alldort ganz andere Witterung, und von unsrer Europäischen völlig unterschiedene Eintheilung der vier Jahreszeiten entstehet: denn in jenen Gegenden, welche an den Paramos nächst anliegen, behält die Kälte allezeit die Oberhand, und verursachet einen beständigen Winter: In den Gegenden, die weiter entfernet sind, wo gleichsam die Sonnenhitze der Paramos-Kälte das Gleichgewicht hält, geniessen die Einwohner einen immerwährenden Frühling. In folgender Ferne schlägt die Sonnenhitze etwas vor und verursachet eine beständig angenehme Herbstzeit. Wo endlich die

Das

Paramoss sich gar nicht mehr sehen lassen, und die Sonne den Meister spielt, da herrschet auch ein beständig warmer Sommer, und ist das Erdreich desto hiziger, je weiter es von den Paramos entfernet ist, dessentwegen die wilde Indianer, die dort wohnen, das ganze Jahr bloß, oder nur halb bedeckt daher gehen. Aus diesem läßt sich ersehen, daß in selben Erdtheile alle vier Jahreszeiten auf einmal sich einfinden nicht zwar in dem nämlichen, sondern in verschiedenen Orten nach obiger Austheilung. Es hat also einer die Wahl, wo er seine Lebenstag zubringen will, entweders in einem beständig hizigen, warmen, mäkigen, oder allezeit kalten Erdreich. Man muß sich aber die Kälte des letztern nicht vorstellen als wie die Winterkälte in unserm Deutschland, welche das Wasser mit Eis, und die Erde mit Schnee bedecket; denn dort hat der Schnee nur seinen Aufenthalt auf den Almhöhen der Paramos, und fällt über die Hälften derselben selten herunter: Viel weniger fällt einer auf die Alpen, die tiefer unten liegen, und von Indianern mit ihrem Hornvieh bewohnt werden, wie auch die Thaler, und Gegend die hart an den Bergen anstoßen. Wie ^{Nach untersch} groß aber der Unterschied jener ungleichen Erdlage sey, kann man zu besten erkennen aus ^{der Erdla.} ^{ge sind auch} dem großen Unterschied ihrer Gewächse, und die Thier, Früchten: denn in dem Bezirke des letzten ^{und Ge-} Erdreichs wächst keine einzige Frucht, welche ^{wächse uns} unterschieden, das

das warme hervorbringt, zum Beispiel, es
nachset in selben kein Reiß, Toback, Wein,
Baumwoll &c. vielweniger die Früchten der hi-
zigen Ländern: als Plantanos, Yucas, Pa-
payas, Pinnas, Schirimoyas, Zapotes &c.
Herentgegen wächst auch im hizigen Erdreich
kein Korn, Gerste, Weizen, keine Alepfel,
Birn &c. die doch beym mäßigen, und kal-
ten zu finden. Eben solche Verwandtniß hat
es auch mit den Thieren: Das Hornvieh,
Pferde, Schafe, Geisen, Lämmer &c. wel-
che beym kalten, und mäßigen Temperament
gar wohl bestehen, können das hizige nicht
ertragen. Im Gegenspiel fliehen die Affen,
Dantas, Olomutschas, Armadillos &c. das
kalte. Den Abgang des Getreides im hiz-
gen Erdreich ersetzt überflüßig das Erdreich
Fruchtbarkeit des mäßigen Erdreichs.
vom mäßigen Temperament, als in welchem
man das Jahr zweymal einschneidet, und
zwar ohne die Erde jemals zu düngen: auf dies-
ser wachsen auch die europäische Baumfrüch-
te, als Alepfel, Birn, Kerschen &c. sind aber
nicht so groß, noch so geschmack als wie in
Europa, und werden von andern Indianischen
Früchten an Süß- und Annehmlichkeit weit
übertröffen. Es wachsen auch allda fröstliche
Weintrauben in großer Menge. Doch ist der
Wein von Chile, das außerhalb der Zona
torrida liegt, weit milder, und angenehmer,
als der Peruanische zu Lima. Das seltsam-
ben wach- ste ist, daß im hizigen Erdreich Weintrau-
ben auf großen Bäumen
wach-

wachsen, derer ich selbst viele geessen, nur sind sie von andern unterschieden, daß sie Kern haben als wie die Kerschen.

Nun wiederum auf Quito zu kommen ist vor allem zu wissen, daß die Spanische Colonien, Stadt, Markt, und Dorfer mehrenteils nur in den temperirten Gegenden sich einfinden, und nicht von Heyden, sondern von indianischen Christen nebst den Spaniern bewohnt werden: denn die heydniche Völker sind von den Paramos entlegen, und wird von ihnen Meldung geschehen, wenn von der Quitenser Mission die Rede seyn wird. Die Heydnische werden auch ganz billig von den Spaniern Indios bravos: oder wilde Indianer genannt, die andere aber Indios Mansos, oder die zahme. Sie geben auch durch ihre zahme und widrige Naturseigenschaften handgreiflich zu erkennen den Unterschied ihrer Erdlagen, denn die Wilde als im Hitzigen gebohren, und erzogen, sind auch eines hitzigen Naturels, zornig, rachgierig, frech, und der Geilheit sehr ergeben: Entgegen sind die Zahme bey ihrer temperirten Lage sanft, gutherzig, mäsig, und ziemlich forchtsam, welches sie merklich an Tag gelegt, da sie sich von einer Hand voll Spaniern ohne vielen Widerstand haben überwältigen, und erobern lassen. Unter den Zahmen sind vor allen andern zu rechnen die Quitenser Indianer, welche inn- und außerhalb der Stadt wohnen, und sich gleichsam

In einer
Tageszeit
kann man
alle vier
Jahrszei-
ten erfah-
ren.

in dem Mittelpunkt des mässigen Erdreichs befinden, also zwar, daß sie das ganze Jahr hindurch einen immerwährenden Frühling, und zur heiligen Weihnachtszeit eben so wohl frische Bäume, und Feldfrüchten zu geniessen haben, als wie um Ostern. Dieses so angenehme Temperament verschaffen ihnen die zweien Paramos Kotopak, Pitzintche, zwischen welchen die Stadt Quito liegt. Bewunderungswürdig ist, daß man in dieser Stadt auf eine gewisse Art in einem jedweden natürlichen Tag die abwechselnde vier Jahreszeiten erfahren kann, denn wenn man die 24. Stunden, derer das ganze Jahr 12. der Tag, und 12. die Nacht dauret, zusammen nimmt, so findet man, daß 12. derselben kalt, 6. warm. 3. kalt warm, und 3. warm kalt seyn auf folgende Weise: Von 6. Uhr Morgens, da täglich die Sonne aufgehet, bis 9. Uhr ist es weder warm, noch kalt, und ist also eine Frühlingszeit. Von 9. Uhr bis 3. Uhr Nachmittag gewinnet die Sonnenhitze über die Paramos-Kälte die Oberhand, und verursachet eine warme Sommerszeit, die einen beym Spaziergehen schwitzen machet. Von 3. Uhr bis 6. Uhr schwinget sich wieder empor die Paramos-Kälte über die Sonnenhitze, und verschaffet ein angenehme Herbstzeit. Von 6. Uhr Nachts bis 6. Uhr Tags spielt die Kälte das ganze Jahr den Meister, und macht eine lebhafte Vorstellung des Winters: Doch ist diese Kälte von keinem so hohen Grad,

Grad, daß man sie ohne geheiztes Zimmer nicht ertragen könnte, vielweniger könnte man dort den Untosten erschwingen selbes täglich zu heizen, denn weit und breit herum nichts als Gestrüpp, Stauden, und Häcken wachsen, und das Brennholz so theuer kommt, Abgang daß die Arme gezwungen sind den s. v. Mist, des Brenn und Dürren Kühlfladen auf den Wiesen zu holzen. sammeln mit selben zum Kochen ein Feuer zu machen: In den Küchen der Staatsleute, und Kildstern werden gemeinlich Kohlen gebraucht, die von ferne geliefert werden.

S. 3.

Von dem Erdbeben in Quito.

Was bisher von der annehmlichen Lage des Provinz Quito gemeldet worden, könnte vielleicht manchem Leser Zinalß geben, daß er sich wünschte, dorthin als zum andern Paradies übergesetzt zu werden, um in selben seine Lebensstäge weit vergnügter als immer anderswo zuzubringen: Wenn er aber das folgende lesen wird, glaub ich, wird ihm solcher Lust bald vergehen. Denn es ist nur gar zu gewiß, daß auf dem ganzen Erdboden ke n Ort zu finden, wo nicht das Gute mit Bösem vermischt; also hat es auch der unendlich weise Schöpfer angeordnet um uns Menschen, die es zu einem unsterblichen Leben erschaffen, dar-

durch anzudeuten, daß die Erde nicht unser beständiger Wohnsitz, sondern nur der Aufenthalt unserer Wanderschaft zu einem Ort sey, wo das Gute von allem Bösen auf ewig abgesondert seyn wird. Diese Abwechslung des Guten mit Bösem erfahren nur gar zu sehr die Einwohner der Stadt, und Provinz Quito. Und was zu bewundern, geschieht selbe durch eben jene Paramos, von denen im vorigen Absatz gemeldet worden, welche einerseits die erstaunliche Jahrswitterung verschaffen, und anderseits aber das schrecklichste Erdbeben verursachen, und auf solche Weise ihre Beywohner zugleich glücklich und armselig machen. Was immer die Hauptquelle des Erbebens seyn mag, ist die ganz gewiß auch unter den Paramos verborgen, wie solches der Paramo-Kotopak zu seinen Zeiten genugsam verrathet: Es ist dieser Schneeberg zugleich auch ein Feuerberg, oder Fulcan, und billig der amerikanische Vesuvius zu nennen, der mit Schnee bedeckt mir vorkam als wie ein ungeheuer großer, und hoher Kalkofen, aus dessen offenen Gipfel das Jahr öfters ein dicker, und schwarzer Rauch in die Höhe steigt, und die Indianer glauben macht, als wäre Kotopak der Kammin, oder Rauchfang von der Hölle der Verdammten. Nach Verlauf gewisser Anzahl der Jahre gemeinlich: wie man mir gesagt: nach zwanzig mehr oder weniger pflegt er auch in volle Flammen auszubrechen, und die nächsten Gegenden mit feurigen Strömen zu überschwem-

Plag des
Erbebens.
woher sie
entsprun-
gen.

Kotopak
zugleich ein
Schnee-
und Feuer-
berg.

schwemmen, wie auch ungemein große Bimsstein, derer ich viele gesehen, Stunden weit hinaus zu werfen: Diese so erstaunliche unterirdische Feuergewalt macht dann auch, daß man in Quito schier alle Jahr etwelche Bewegungen der Erde verspüre, zu Zeiten aber schüttelt er selbe mit solcher Heftigkeit, daß die Gebäude entweder große Klüfien besinnen, oder gar über einen Haufen geworfen werden; Also hat es sich ereignet im Jahr 1754. Da ich sammt andern 23.

Missionaren aus Deutschland zu Quito ange-
gelanget: kaum hatten wir vier Wochen ausgerastet, entstand ganz unverhofft mit-
ten in der Nacht eines Sonntags so ent-
seßliches Erdbeben, daß es mich nicht nur vom tiefen Schlaf erweckte, sondern es schien mir, als wollte es mich vom Bett hinaus schüren. Alsogleich hörte ich auf den Gassen erbärmlich heulen: Misericordia Sénor! Misericordia, Barmherzigkeit o Herr! Barmherzigkeit schrie alles zusammen, und laufsten dem großen Platz zu die meiste nur halb angekleidet, einige auch nur in Hemdern. Es begaben sich alsbald einige unserer Priestern mit dem Krucifix auf dem Platz, und machten dem Volke die Reue, und Leid vor mit Gebugung der Generalabsolution, wie es im Krieg bey Feldschlachten zu geschehen pflegt. Wir übrige Jesuiten blieben zu Hause, und suchten unser Zuflucht eine unter den Schwiegebögen des Collegit, andere, bey

Schreck-
bares Erd-
beben in
Quito.

denen auch ich war, unter dem Kirchenthurm
in der Hoffnung, daß, wenn er allenfalls
umstürzen sollte, würde er uns doch zu ihr
erst beym Leben lassen. Als der Tag an-
gebrochen, und es schien, als hätte sich die
Erde völlig zur Ruhe gelegt, begab ich mich
in mein Zimmer um etwas auszuruhen.
Raum war ich ein Viertelstund darinnen,
fieng das Zimmer zu wiegen an, eines
Sprittigs wollte ich zur Thür hinaus, sie
war aber also zugeschwollen, daß ichs un-
möglich aufmachen konnte bis das Beben
nachgelassen. Nun war freylich keine Zeit
mehr im Haus länger zu verweilen, da die
Todsgefahr vor Augen stund, und sich in
den Hauptmauren schon hin, und wieder
große Riß, und Deffnungen von oben bis
unten sehen ließen. Es nahm also ein jeder
das nothwendigste zu sich, und gieng vom
Haus, und Stadt hinweg: Nur der P.
Prosturator sammt zween Brüdern hatte den
Muth gefasset im Collegio zu verbleiben sel-
bes zu besorgen, und uns Abwesende mit
Lebensmitteln zu versehen. Es wurden also
gleich alle Gefangene, derer viele das Le-
ben verschuldet, losgelassen: alle Religiosen,
und Klosterfrauen giengen mit den Weltleu-
ten zur Stadt hinaus, daß es das Anschein
hatte, als wäre der jüngste Tag schon wirk-
lich vorhanden, und wollten die Menschen
dem Thal Josaphat zureisen. Unterdessen
ließ sich das Erdbeben immerdar spüren, als

so

so zwar, daß auch die Hunde auf den Gassen jämmerlich heulten. Wir Jesuiten begaben uns nach unserem Techar, oder Exercitienhaus, welches nur eine halbe Stunde vor der Stadt auf einer Anhöhe lag, und mit einem großen Garten versehen war: dieser wurde schier gänzlich verwüstet und ausgerottet, um darinnen Toldos, oder Feldzelt zum Nachtlager aufzuschlagen zu können, denn niemand unter einem Ziegeldach zu schlafen sich getraute, wie leicht zu erachten.

So mühselig für uns der vorige Tag gewesen, hatten wir noch weit größere Beschwerniß auszustehen in folgender Nacht, als welche wir ohne mindesten Schlaf unter freiem Himmel, und schier beständigen Regen auszuhalten, und unsere Gezelte einer Menge der Standspersonen, und Klosterfrauen zu überlassen gezwungen waren. Aber auch Diesen wurde von den sich immer äufernden Erdbewegungen keine Ruhe verstattet, welche auch Tags darauf manche schon vorhin zerstörte Häuser über Haufen geworfen. Solchergestalten sahen sich die vornehmire, und vermögliehe Innwohner gemüßigt, auch ihre Haabschäften in Sicherheit zu bringen, und sich mit Sack und Pack auf ihre Landgüter zu begeben, wo sie auch den Klosterfrauen ihren Befreundten, einen Unterschlupf verstatteten. Die Gemeine, und Handwerk-

B 4 leute

Leute lagerten sich theils um die Stadt herum, theils auf den großen Platz, wo man auch eine offene Kapelle, und Beichtstühle aufgerichtet: Wir Jesuiten verblieben auf unjerm Techar, und hatten wir Priester früh, und spat genug zu thun mit beständigem Beichthören, weil jederman ein Generalbeicht ablegen wollte. Nachdem wir also bis 14. Tag unter Angst und Furcht zu gebracht, und es das Ansehen hatte, als wäre nun die Erde vollkommen beruhiget, fieng sie aufs neue, und heftiger zu wüthen an als zuvor. Es war an einem Sonntagsabend derselbe zu Mittagszeit, zu welcher in der Domkirche vieles Volk der letzten heiligen Messe bewohnete, und ich just dazumal mit meinem Gesellen gegenüber bey dem Palaste des Herrn Präsidenten vorbeu gieng, bewegte sich der Erdboden mit solcher Heftigkeit, daß ich vermeynte, es werde der Palast über mich hinüber fallen: Ich sah zugleich mit Augen, wie die Seitenmauer der Domkirche, die gegenüber stand, von oben bis unten sich spaltete, und der Kirchturm, dessen Glocken von sich selbsten anschlugen, einen großen Riß bekam. Man kann sich leicht vorstellen, was Schrecken, Heulen, und Schreien unter dem Volke in der Kirche, und was Gedräng bey der Kirchthür gewesen, da ein jeder der erste heraus seyn wollte. Noch selben Tag, an welchem die meiste Herren von ihren Landgütern in die

Die Stadt gekommen, wurde eine Bußpro-
cession um 3. Uhr Nachmittag angestellet,
dergleichen ich in meinem Leben niemals ge-
sehen. Alle erschienen dabei sowohl Geist-
als Weltliche, Jung- und Alte in einer buß-
fertigen Tracht: einige geifelten sich, auch ^{Bußpro-}
Weibspersonen doch ehrbar bedeckt, und ^{cession zu}
nicht aufs Blut: andere zogen schwere Kreuz-^{Zeit des}
blöck, auch so gar Kinder; wiederum ande-^{Erdbe-}
re schlepten an blohen Füßen grohe Ketten
nach. Es war auch ein Mann von Ansehen,
der sich zween starke Kerl mit Karbatschen
aufgedungen, die ihn bey der Proceßion be-
gleiten: in jeder Gasse blieb er zwey bis drey-
mal stehen, bekannte sich öffentlich für den
größten Sünder, und ließ sich von selben
tapfer abpeitschen. Die Geiftlichen, und
Regierungsherren begleiteten das höchste
Gut ein jeder mit einem Strick um den
Hals, und dörnere Kronen auf dem Haup-
te: am Ende wurde auf dem großen Platz
von unserm P. Milanethio eine Bußpredigt
gehalten, und der gewöhnliche Contritions-
act gemacht. Dergleichen Bußumgänge
sind nach der Hand noch zween andere ge-
halten worden, weil sich noch immerdar
einige Erdstöfe merken ließen, welche ein
und anderes Haus gestürzet, wie auch den
schönsten, und größten Thurim der P. P. Au-
gustinerkirche bis über die Hölste herunter
geworfen haben. Endlich nach langem Ver-
weilen, und Verlauf 6. Wochen hat das ^{Ende des} ^{Erdbe-}
leis.

leidige Erdschütteln also nachgelassen, daß man weder bey Tag, noch bey Nacht eine Bewegung mehr bemerkte, dessen ungeacht müßten wir noch eben so lange Zeit außer der Stadt verbieben um der Ausbesserung des sehr beschädigten Collegii abzuwarten, zu welcher viele Arbeiter, die überall genug zu thun hatten, wie auch große Unkosten für Eisenwaar erfordert wurden, da man das Gemäuer der obren Hänge mit eisernen Zwischenstangen zusammen heften, und dazumal für den Zentner Eisen 60. Thaler bezahlen müßte.

In nächst folgenden Jahren haben sich zwar etliche kleine Erdbewegungen, wie es schier alle Jahr geschieht, spüren lassen, doch ohne einzigen Schaden. Aber nach verschloßenen zehn Jahren, als ich weit davon in der Mission mich befand, hat ein Erdstoß desto grausamer getobt in dem von der Stadt Quito zwanzig Stunden entlegenen Markt

Takunka, wo unser Noviciathaus gestanden. Ein Erdstoß wirst zu Takunka, welcher es dort unter den Christen eben so faßt, daß lüderlich zugehet, wie in Europa, da sie gewölb zu zwar beym Tag dem Gottesdienst abwarten, Röden, mit bey der Nacht aber dem Belial weit emsig Niederlag ger dienen: Dieser heydnische Missbrauch hat der Gegen die unglücklichen Takunkanern so gar das Leben gekostet; denn als in unserer Kirche das gewöhnliche 40. stündige Gebeth gehalten

ten würde, und am Erhtag der Prediger von der Kanzel herunter stieg, hat sich die Erde so heftig bewegt, daß das ganze Kirchengewölb herunter gefallen, und die Anwesende lebendig begraben hat; zur größten Verwunderung ist vorne auf dem Hochaltar das höchste Gut stehen geblieben ohne daß eine Kerze ausgelöschen; nach der Hand, als man den Schutt hinweg geräumet, war es nothwendig den angesteckten Lust mit angezündetem Schwefel zu reinigen, damit nicht etwann eine Krankheit, oder gar die leidige Pest unter den noch lebenden entstehen möchte.

S. 4.

Von den Sitten der Quitenser.

Billig sollte man glauben, verglichen schreckbare Drohungen der strafenden Hand Gottes müßten auch die verstocktesten Sünden zur beständigen Besserung ihres Lebenswandels verleiten und von fernem sündigen abhalten. So lang das Erdbeben in Quito gedauert, hatten wir Priester genug zu thun mit Generalbeichten anhören; Viele Feindschaften wurden aufgehoben, das ungerechte Gut zurück gestellt, die viele Jahr im Sündenstand gelebt, haben entweder sich entfernt, oder ehlich zusammen geben lassen



Beyspiel
der Unbe-
ständigkeit
des mensch-
lichen Her-
zens.

Gefährli-
cher Auf-
stand in
Quita.

fassen. Aber leider, wie groß ist nicht die Unbeständigkeit des menschlichen Herzens? Kaum war ein halbes Jahr vorbei, und die kleinen Herren der Erde zur Ruhe gelegt, haben die meisten Gewohnheitsländer die Furcht verloren, und ihre Fürsatz in Wind geschlagen. Vieles derjenigen, welche um ihrem Lüderleben ein Ende zu machen sich rechtmäßig verheirathet, trachteten nach der Hand wieder geschieden zu werden mit Vorgetben, es wäre ihr Heyrath pur aus Furcht des Erdbens geschehen: Ja sie haben sich so wenig gefest, daß sie nach verflossenen 8. Jahren einen sehr gefährlichen, und blutigen Aufstand angezettelt, welcher schier bis 300. Personen das Leben kostet. Darzu hat Anlaß gegeben ein neu aufgerichtete Advana, oder Mauthhaus, wo man alle Waren, die von Lima, oder anderswo herkommen, ablegen, und für selbe eine gewisse Abgab erlegen mußte. Nebst dem wurde auch der Brandwein, und Rauchtaback in Verpacht gegeben: Man hörte zwar gleich Anfangs vieles Klagen, und Murren, sonderlich da ein, und andere des Contrabants halben zur Strafe gezogen wurden, doch hätte es niemand vermuthet, daß eine so gefährliche Aufruhr daraus entstehen sollte; und zwar in so kurzer Zeit, da noch die Advana kaum ein halbes Jahr lang gedauert hatte.

Es

Es war am Festtage des heiligen Johannes des Täufers, im Jahre 1765. als man Abends bey Sonnenuntergang in allen acht Barrios, oder Kirchensprengeln Sturm läutete: auf den ersten Schlag laufte ein grosser Schwarm Männer, und Weiber, Grossen, und Kleine mit Stangen, Säbeln, Spieß, und Steinen unter mörderischem Geschrey dem grossen Platz zu, daß es schien, als hätten sich diejenige, die vormals zur Zeit des Erdbebens auf dem nämlichen Platz als sanftmuthige Lämmer mit Kreuz, und Geißeln daher giengen, nunmehr in rasende Wölfe, und Tieger verwandelt. Die den Vortrapp ausmachten, giengen flugs aufs Mauthhaus los, zerbrachen Thüren und Fenster, und nach weggejagten Mauthbedienten bemächtigten sie sich der Cassa, in welcher sich bis 4000. Thaler befanden: allen Vorrath vom Brandwein, was sie in der Eil nicht trinken konnten, gossen sie auf die Gasse hinaus: andere stürmten die Häuser der Mauthbeamten, und einiger Scapettonen. Um zu verstehen was Scapeton ~~sas~~ schied ~~ist~~ will, ist zu wissen, daß es in allen amerikanischen Städten ~~petones~~ und ~~Eriolios~~ zu Spannien gehörigen ~~Inwohner~~ ~~lives.~~ Nebst den Indianern ~~zweyerley~~ ~~und Eriolios,~~ gebe, nämlich Scapetones, und Eriolios. Die erste sind diejenigen, welche in Spanien gebohren nacher Amerika entweder als Regierungsbeamte, oder Handelsleute gekommen: Eriolios aber werden jene genannt,
die

die zwar aus spanischem Geblüt aber in Amerika geboren sind, und von den ersten Erobern herstammen, diese werden von den Indianern als ihre Landsleute gar wohl gesüldet, nicht also die Scapetones, als welche sie für ihre Feinde halten. Auch wir Jesuiten wurden unter die Scapetones, und Ausländer gerechnet, dessentwegen auch die Rebellen sich vorgenommen unser Collegium zu bestürmen: Es haben aber unsere Layenbrüder, und Hausdiener Thür, und Thor also verwahret, daß selbe uneracht aller Gewaltthätigkeit, die sie ausübten, keinen Eingang gefunden. Als die Rebellen mit Sturmung des Mauthhauses beschäftigt waren, befahl der Präsident in aller Eil seinen Soldaten, derer dazumal nur 24. gewesen, sich zur Gegenwehr zu stellen, welchen sich viele Scapetones mit ihren Feuerbüchsen beigesellten um das Prätil besezen zu helfen. Dieses Prätil sey? ist eine von Quatersteinen über Manns hoch gleich einer Pasten an dem Pallaste des Präsidenten angelegte Schußwehr, welche zu beiden Seiten mit 15. Staffeln versehen oben in der Mitte den Eingang zum Pallaste eröffnet; auf diesem Prätil ließ der Präsident 6. gesäideige Feldstückgen pflanzen, und zugleich neben seinem Pallaste einen Galgen aufrichten mit Bedrohen den nächsten besten auf der Stelle aufhängen zu lassen, der sich erfrechen würde nochmals einen Stein auf den Pallast zu werfen. Aber die Rebellen, die sich Haus

Die Rebellen bestürmen unser Collegium.

Was ein Prätil sey?

Hausenweis auf dem Platze zusammen ges
rottet, und meistentheils vom Brandwein
berauschet waren, ließen sich durch bloße
Drohungen nicht abschrecken, und schryen
aus vollem Hals, sie wollten sich eher um-
bringen, als eine neue Burde aufladen las-
sen, fiengen zugleich an mit einem Stellahagel,
den Pallast zu bombardiren: Stracks
wurden die Feldstücke losgebrannt, weil sie
aber zu hoch gerichtet, flogen die erste Ku-
geln über die Köpfe hinaus. Durch dies
wurden die Rebellen anstatt sich zu ergeben
noch mehr verbittert, und ließen Schaaren-
weis durch alle Gassen, wo sich immer ein
Scapeton blicken ließ, musste er über die
Klingen springen. Ja sie haben sogar dem
Präidenten zu Cruz auf dem Dominikaner-
Platz auch einen Galgen aufgerichtet,
und auf der Stelle einen Scapetons-Ber-
dienten daran gehängt. Da ging das Ein Ge-
Morden, Häuen, und Stechen erst recht dienter
an, denn die Scapetones sezen den Rebellen aufge-
len mit ihren Flinten nach, und streckten die Rebellen
viele zu Boden.

Bey dieser mörderischen Verirrung Der Bl
wagte sich der Bischof unter die Tollsinnschof wa-
gen, mit der Zuversicht, er würde mit seinem get sich ug-
bischoflichen Ansehen selbe beruhigen können, ter die Re
aber umsonst, er wurde mit trohigen Wör-
ten kurz abgewiesen: Er hätte bey dergleis-
chen Sachen nichts zu thun, Er sollte nur
wie

wiederum zurückkehren, sonst würde man ihm den Heimweg mit Steinen zeigen, haben zugleich Steine in die Höhe, daß also der gute Bischof gezwungen war, vielmehr nach Haus zu laufen, als zu gehen. Eben also ergieng es auch einem Weltpriester, welcher aus der Domkirche das höchste Gut in der Monstranz auf die Gasse getragen in der Meynung, es würden sich doch die Tobsuchttige durch die Gegenwart des höchsten Herren befriedigen lassen, aber sie haben ihn auf die nämliche grobe Art, wie den Bischof zurück gewiesen. Endlich am dritten Tage, als diese schreckliche Tobsucht fortgedaueret, und die Rebellen die Oberhand zu

Einige der gewinnen anfiengen, wagten sich einige unsrigen Priestern vom Collegio hinaus, warfen sich den Lebenden zu Füßen, und bathen sie durch das Blut des Gefreuzigten, dessen Bildniß sie in den Händen trugen, sie möchten sich doch einmal zur Ruhe begeben: sie sahen ja mit Augen, daß sie sonst mit ihrem selbst eigenen Schaden die ganze Stadt zu Grund richten würden sc. Anfangs fanden sie nicht viel Gehör, als sie aber nicht nachließen zu bitten, und zugleich betheerten, daß sie eher sterben, als unverrichteter Sachen nach Haus gehen wollten, haben sich endlich einige von den Unsehnlichern bewegen lassen, durch derer Beyhilfe sie nach und nach auch die übrige zurecht gebracht. Nach gemachten Friedens - Vorschlägen wurde

wurde einhellig beschlossen, auf folgenden Wie man Tag eine öffentliche Zusammenkunft zu halten den Kriegen, wobei einerseits die Regierung, anderer denschluss seit aber aus jedem Barrio zween Commissarien erscheinen sollten, wie es auch geschehen. Vor allen verlangten die Commissarien: Es soll sich der Herr Präsident samme allen Mitgliedern der Regierung mit einem feierlichen Eidschwur verpflichten, daß sie den ganzen Vorfall der geschehenen Aufruhr in vollkommenre Vergessheit sezen, und deshalb nicht die mindeste Nachforschung machen wollen; zudem begehrten sie, daß man die neue Aduana, und alle Verpachtung für allezeit aufhebe, und sie mit keiner neuen Auflag mehr belästige: auch wollen sie dem Spanischen König die ewige Treue schwören, wenn er sich mit dem Tribut, welchen ihre Vorfahren, und sie bishero gegeben, wolle befriedigen lassen ic. Alles wurde nach Heisching damaliger Umstände bewilligt, der anverlangte Eidschwur abgesegelt, die neue Maut aufgehoben, und ein beyderseitiger Friede gemacht, also zwar, daß ich das folgende Jahr, in welchem ich von der Mission zurück berufen wurde, kein einzige Spur einer Unruhe, oder Misverständniß in Quito vermerket habe.

Wer sollte ixt glauben, daß eben dieser quitenische Aufstand der Zundel gewes den Jesuiten, mit dem unsre Feinde die Mine, welc ten den letzte

Der Aufstand in
Quito gab
den Jesui-
ten den letz-
ten Stoß.

che sie schon lang zuvor unsrem Orden bey dem Spannischen Hofe zubereitet, angezündet haben, und den Kdnig bewogen, uns Jesuiten aus allen seinen Staaten auszuschliessen? Und doch ist es also geschehen. Sie legten nämlich die ganze Schuld der Rebellion in Quito auf uns Jesuiten, und führten diese für überzeugende Proben an, als wären wir unruhige Köpfe, und Anstifter dergleichen Empörungen: Es wäre der Kdnig in grösster Gefahr, alle seine Besitzungen in America zu verlieren; woferne er nicht allzogleich aus selbem alle Jesuiten wegschaffen würde ic. Durch diese und andere Verleumdungen und grundfalsche Andichtungen, dergleichen auch vormals die lügenhafte Mährre vom Paraguayschen Kdnig Nicolas gewesen, haben auch die Gewissenlose zuwegen gebracht, daß der Spanische Hof eilends beschlossen, dem Beispiel des Portugesisch- und Französischen nachzufolgen, und die Jesuiten aus allen seinen Ländern zu entfernen. Als bald wurde Ordre gegeben, et welche Schiffe auszurüsten, und eine Anzahl Truppen von 8000 Mann nach America zu senden, doch geschah dieses unter ganz anderem Vorwande. Was eigentlich das Absehen gewesen, und was sich ferners mit uns Jesuiten zugetragen, werde ich am Ende dieser Nachrichten umständlicher melden, da die Rede von unserm Abzug seyn wird.

S. 5.

§. 5.

Von der quittensischen Mission.

Bor allem ist zu wissen, daß die Indianische Einwohner des Peruanis. Reichs, welche vor der Ankunft der Spannier unter der Weitmäsigkeit des heidnischen Königs Inga gestanden, und iho dem König von Spanien unterworfen sind, als schon lang bekehrte Christen keine Missionare für Seelsorger, sondern ihre Pfarrherren haben sowohl von Weltpriestern, als Ordensgeistlichen. Diese zahme und christliche Indianer, unter denen kein Heid mehr anzutreffen, bewohnen jenes Erdreich, welches zwischen den gemeldten Paramos, oder so nahe anliegt, daß man selbe allezeit vor Augen hat. Hin gegen die sogenannte wilde Indianer, bey denen wir Missionare als Seelsorger gestanden, und welche den vorigen an der Zahl weit überlegen sind, befinden sich in jenen weitschichtigen Ländereyen, oder vielmehr Wüsteneyen, welche von den Paramos gänglich abstehen, und sich bis ans Meer erstrecken; allda giebt es noch viele Völker, welche in tiefen Wäldern, und Heydenthum leben.

Wie groß aber der Umfang jener mein Größe des Stentheils noch unbekannten Wildnissen seyn Erdreichs müsse, läßt sich leicht abnehmen aus der ungeheuren Menge und Größe ihrer Flüsse,

welche alle vom hohen Gebirg entspringen : und sich nachmals mit zween Hauptflüssen vereinigen. Diejenige , die gegen Aufgang Der Flus liegen, ergießen sich in den Flus Maragnon, Maragnou oder Amazonum , welcher nach Meynung ist der grob aller Geographen der größte in der Welt seyn sie aus allen Flüssen. Jene aber , die gegen Niedergang liegen, vereinbaren sich mit dem schier eben so großen Flus Orinoco , dessen Eingang in das Meer vom Einfluß Maragnos bis 300. Spanische Meilen entfernt ist. Auf diesem so weitschichtigen , als sumpfigten Erdreich zählet man bis hundert und fünfzig Nationen , deren eine jedwedere ihre besondere Sprache führet , doch ist bey ihnen die Anzahl der Menschen bey weitem nicht so groß , als wie bey denen in Europa , oder andern Welttheilen , ja es giebt viele unter selben , die nur in drey, oder viertausend Seelen bestehen. Eine solche hat auch mich betroffen , nämlich die Nation der Paeles , welche von den Spanniern Cabeliados wegen ihren langen und dicken Haaren , genennet werden.

Meine Abreise von Quito zur Mission. Zu diesen bin ich im Jahr 1755. von der Stadt Quito mit dem P. Fav. Beigel aus der Oesterreichischen Provinz abgereiset , und zwar auf einen überaus beschwerlichen Weg , der uns die außerordentliche Kälte der Páramos , durch welche er durchgieng , nur gar zu stark empfinden machte. Da gieng es den ganzen Tag Berg auf , Berg ab , und zwar durch einen da und dort so engen und

mit

mit Gebüsch also besetzten Steigweg, daß man unmöglich zu Pferd durchkommen konnte, nichts zu melden von dem vielen Morast, den wir einmal knietief durchwaden mußten. Nebst allem dem stund auch im Weg der sehr gefährliche und reißende Bach Quichos: ^{ein sehr gefährlicher Bach.} über diesen waren anstatt der Brücke nur zween runde Bäume geworfen, und von einer Seite bis zur andern ein Strick gespannet sich einzuhalten. Wer immer das Unglück hat hinunter zu fallen, der ist des Todes eigen, wenn er auch tausend Leben hätte. Beynahe hätte mich selbst diesen Unglück getroffen, wenn mir nicht ein Indianer zur Hülfe gekommen wäre. Nachdem wir im Gebirg o. Läge zugebracht, kamen wir zu dem Fluß Rosanga, Der Fluss Rosanga ohne Brücke zu passieren. Der ziemlich breit, und ohne Brücke. Wer also hinzüber will, der muß entweder über den halben Leib im Wasser gehen, oder sich auf den Achseln der Indianer hinüber tragen lassen; Ersteres war mir und meinem Gefährten nicht möglich, mußten uns also das andere gefallen lassen. Raum befand ich mich im Fluß, gieng alles in meinem Kopfe um, und um, und schien mir das Wasser anstatt abwärts, aufwärts zu fliessen, doch hat mich mein zweifüfiges Ross, dem zwey andre zur Seiten giengen, glücklich ans Gestatt gebracht. Aber leider! dabei traf mich das große Unglück, daß der Indianer, welcher mein Bettzeug, darinn auch mein Brevier ^{meines Bettzugs und Bre} sammt vier.

samt andern nothwendigen Kleinigkeiten sich befanden, zu tragen hatte, selbes, weiß nicht vor Schwindel, oder aus Bosheit gleich beyhn Eintritt ins Wasser geworfen, und sich augensichtlich flüchtig gemacht ohne daß weder seine Person, weder der Pack mehr zum Vorschein gekommen. Ich mußte also ohne Bett, und ohne Brevier den Weg fortmachen, bey welchem mir aber wiederum eine neue Beschwerde zugestossen, denn es waren meine Albergates, oder gestrickte Schuh also zerrissen, daß ich sie nicht mehr brauchen konnte, zugleich war der Weg zum Barfußgehen zu rauh, und voller Stein, mußte mich also auch zu Land von den Indianern etlichemal tragen lassen. Es sind diese zahme Indianer als Montarassen, wie die Spannier sagen, oder Bergleute von solcher Leibesstärke, daß sie einen mittelmäßigen Mann Stunden weit fort tragen, doch mit vñserm Kasten und Abwechseln. Darzu brauchen sie nur einen breiten Riemen, diesen unterlegen sie dem, der sich tragen läßt, nehmen zugleich den Riemens um ihre Brust, oder über den Kopf, und mit einem langen Stock in der Hand tragen sie ihren Ritter so hurtig fort, als wenn sie ihn gestohlen hätten. Diese neue Reitmode auf Menschen dünkte mich Anfangs nicht gar unbequem zu seyn, aber kaum hatte sie eine Weile gedauert, empfand ich an den Schenkeln solche Schmerzen, als wären

Neue Reit-
mode auf
Menschen.

wären mir beide Füße abgehauen, ich musste also noch zwey Tage mit Gehen und Ketten umwechseln, bis wir zu Arzidona als deth Ende unserer Bergreise angelangt. Dieses Arzidona ist das Gränz- Ort der zahmen Indianern, welche die Sprache Inga reden, und dem König von Spanien jährlichen Arzidona
das Gränz-
Ort der zäh-
men Indianer.
Tribut bezahlen. Vor Zeiten war es eine merkwürdige Gränzstadt, wo sich ein Königl. Stadthalter befunden, aber durch gar zu strenge Verwaltung, und daraus entstandenen Flucht der Indianer ist selbige ziemlich zusammen geschmolzen, und bestehet jetzt nur aus schieden Häusern, oder vielmehr Hütten, sainnt einer Kirche und Pfarrhof von purem Holz. Vier Stunden davon liegt das Dorf Napo an dem Fluss gleichen Namens, wohin wir uns auf Maulthieren begaben, um unsre Reise zu Wasser auf Canoas fortzusetzen. Diese Canoas sind eine ganz Canoa,
besondere Gattung von Barken, dergleichen ein Fahrzeug in Europa nicht findet, noch machen kann, denn sie werden von einem Stück Wasser.
und Stammen der Ederbäume, gleich einem grossen Bachtrog ausgehauen, vornen schmal, und hinten breit: eine der größten hält in der Länge 15. bis 16. Eilen, und 2. in der mittlern Breite, welche auch bis 3. Schuh tief. In der Mitte ist sie mit einem aus Platanoss Blättern geflochtenen Dach, Pamacare genannt, versehen die Reisende Pamacare sowohl vor Regen, als Sonnenhitze zu schützen. ein Schiff.
E 4

yen. Mit solcher den Fluß aufwärts zu fahren, werden aufs mindeste 14. Indianer nebstdem Steuermann erforderl, von denen sie zu beyden Seiten nächst am Gestad **Tanganas**, mit langen Stangen, Tanganas genannt; eines Schiff斯tange. gleichsam hinauf geschoben wird, welches, wie leicht zu erachten, sehr langsam hergeht, besonders wenn das Wasser stark angelös- sen. Den Fluß hinüber, oder auch desto hurtiger abwärts zu fahren, gebrauchen sie sich der Ruder.

Den ersten Tag unserer Wasserafahrt sah es sehr gefährlich aus, denn der seichte Fluß da und dort zwischen Steinklippen mit aller Gewalt durchschiehet, wo schon viele Canoas gescheitert haben, doch sind wir mit Beystand Gottes glücklich durchgekom- men, und haben zur Abendszeit bey **sancta Rosa**, das Ort, wo Gold enthalt jener zahmen Indianern, welche dem waschet. Goldwaschen obliegen, und im Fluß Napo, der allda die Steine zu verlieren, und nur Sand zu führen anfängt, das so sehr berühmte Polvo de oro, oder Gold - Sand zu sammeln pflegen, welcher von dem goldreichen Mine - Berg, aus dem der Fluß entspringt, mit dem Erd - Sand vermischet, hergeleitet wird. Nun von diesem das Gold zu rettigen, oder zu waschen, gehen die Indianer knietief ins Wasser mit einer von Holz gleich einem Chineser - Hut gemachten Schüs- fel,

sel, mit dieser fassen sie den Sand aus dem Grund, und schwemmen selben mit Wasser nach und nach wieder hinaus, dabey dann die Goldkörnlein wegen ihrer Schwere in dem untern Grubel der Schüssel liegen bleiben. Mit diesem Goldwaschen bringt bisweilen ein Emsiger in einem Tag zwey, drey, auch mehrere Tominen Gold zusammen, derer zween eine Ducate ausmachen, zu Zeiten finden sie auch noch wichtige Goldstückchen. Doch sind sie bey dieser so einträglichen Arbeit nicht zu beneiden, als welche ihnen von einer ungeheuren Menge der Schnacken, die sich in selber Gegend wolkendick einfindet, nur gar zu stark versauert, und ihr Haut schäbig gemacht wird, deswegen man sie nicht leicht überreden kann mehrer zu waschen, als was sie den jährlichen Tribut zu bezahlen, und ihre Hausbedürfnissen zu bestreiten, höchst nothwendig haben. Eben dieses mühsame Goldwaschen, und die unmäßige Geldsucht eines Spanniers hat Anlaß gegeben, daß die Hibaros eine der besten, und zahlreichesten Nation, sich der Spanischen Bothmäßigkeit zwar schon vor ältern Zeiten gänzlich entzogen haben. Es liegen diese Hibaros auf der andern Seite der quittensischen Mission, die auch am Gebirg anstoßet, und von Arzidona bis 100. Meilen entfernet ist. In ihrer Hauptstadt Bogronio befand sich ein Spanischer Statthalter, der seine Augen von dem Goldpulver.

pulver gar zu stark verblenden sieß, und die Indianer immerdar anstrengte, für seinen Beutel Gold zu waschen. Durch dieses wurden sie also in Harnisch gebracht, daß sie sich heimlich zusammen verschworen, ihm sammt allen Spanniern den Garaus zu machen, wie sie es auch im Werke gethan haben. Eines Tags in aller Früh überraschten sie den Statthalter in seinem eigenen Haus, waren ihn zu Boden, und goßen ihm geschmolzenes Gold ins Maul hinein mit spöttischen Zurufen: Ist sättige dich einmal, Spannier du unbarmherziger Goldegel, zu gleicher Zeit uns Leben. sind von ihren Kameraden die übrige Spannier in der Stadt überfallen, und alle uns Leben gebracht worden. Alle Geistliche mußten das Land räumen, wie auch die Klostersfrauen, jene ausgenommen, die sich mit ihnen verheurathen wollten. Es sind diese Hibaros von schöner Leibesgestalt, wie auch treffliche Pfeil-Schützen, und die einzige, die in ihren Feldzügen großer von starkem Holz gemachten Schilde sich bedienen. Von selber Zeit an, da sie sich von den Spanniern losgemacht, haben sie alle Zugänge also verhauen und verschanzet, daß ihnen selbe, obwohl sie es öfters, und zwar mit großen Uns
 P. Franzen kostet versucht, nicht mehr haben Meister machen
 Freund.
 schaft mit
 den Hibaros.

Als wir Jesuiten noch das letzte Jahr darinnen waren, hat P. Henricus Franzen,
 ein

ein Deutscher aus der Rheinischen Provinz, dessen Mission nächstens anlag, mit den Hibaros, seinen Nachbarn die Sache so weit gebracht, daß einige ihn öfters heimgesucht, und zu sich geladen haben, mit der besten Hoffnung, sie wiederum auf den rechten Weg ihres Seelenheils führen zu können, besonders da sie die Kirche, und alles was zum Gottesdienst gehörig, noch allezeit unberührt gelassen, ja sogar gesorgt haben, daß die Lampe vor dem Hochaltar Tag und Nacht fortbrennte, aber dem spannischen Schicksal hat auch der gute 68. jährige P. Franzen weichen müssen.

Nachdem wir auf unsrer Canoa-Fahrt Capoeny
4. Tage zugebracht, sind wir zu Capocny,
als dem ersten Pflanzort der Cabeliados an-
gelangt; kaum waren wir in das Mission-
haus eingegangen, hat sich alsbald eine
ganze Schaar der wilden Indianer, die kurz
zuvor aus dem Wald gekommen, zu uns
hinein gedrungen: da weiß ich es nicht zu
sagen, ob sie uns, oder wir sie mit größerer
Erstaunung angesehen haben? Beym ersten
Anhlicke kam mir vor, als sahe ich vor mes-
ner nur Halbmenschen, welche zwar die
menschliche Gestalt, aber nichts Menschliches
ges an sich hatten, und schier ganz unbedeckt
da stunden. Das männliche Geschlecht hat-
te nichts anders am Leib, als einen kurzen
aus zarter Baumrinde zusammen gestückten
Auszug der
Cabela-
dos.
Sack

Wie sie
uns be-
grüßten.

Sack gleich einem Panzer, der kaum die Lenden erreichte. Die Weibsbilder waren nur mit einem anderthalb Spannen breiten Schürzel aus Baumfaden geslochten, umgürtet. Ihre Sprache schien mir als wie ein Geschwätz von Papageyen ohne eine Silben verstehen zu können: alles war hen, hin, ho, han, und dies mehrentheils aus der Masse. Den Willkomm, den sie uns machten, und man verdolmetschte, bestund in dem, daß ihr Anführer jeden aus uns fragte: Raye mue? Kommst du? Man giebt zur Antwort: Raye ye, ich komme, denn zum Jagen haben sie in ihrer Sprache kein Wort, und winken insgemein nur mit den Augen, wenn sie etwas bejahen wollen. Wiederum fragte er: Magni oy raye? Kommst uns gern zu haben? Dieses ist der allgemeine Gruß auch unter ihnen selbst, wenn sie einander heimsuchen, weiter erstrecket sich nicht ihre Veredtsamkeit bey ihrer undeutlichen, und wortarmen Muttersprache, welche zu erlernen mir viele Zeit und Schweiß gekostet. Sie wohnen zwischen den Flüssen Napo und Putumayo, welche sich in den Maragnon ergießen, zu diesem hat man von Capocny aus bis 16. Tage Fluß-abwärts zu fahren, aus dem man schlüpfen kann, wie groß ihr Erdbezirk seyn müsse, welchen zugleich viele andre Wässer, Bäche, Sumpfe und Weiher nur gar zu stark befeuchten, und selben für Ausländer ungesund machen.

S. 6.

§. 6.

Von der Leibsgestalt der wilden Indianern.

Die Nation der Cabeliados, bey der ich mich bis zehn Jahre lang aufgehalten, Schöne ist meistentheils von mittelmäßiger Leibsgroß^s Leibsgestalt, braumet, oder vielmehr von der Sonne verbrennt, denn von der Geburt aus sind Cabeliados. ihre Kinder so weiß, als wären sie in Deutschland gebohren. Man findet auch im Wald derer, wo sie beständig unter dem Schatten dicker Bäume wohnen, viele besonders junge Leute von so weißer, und zarter Leibsgestalt, daß man sie, wenn sie die gehörige Kleidung, und gleichen Aufzug hätten, auch den deutschen Grafen- und Fürstenkindern zur Seiten stellen könnte. An hübscher Gestalt übertreffen die Cabeliados alle anderen wilde Nationen, die mir unter die Augen gekommen, und noch weit mehr die zahlreiche Indianer in Quito, derer Gestalt viel häßliches, und gar nichts reizendes an sich hat: das Schönste, was schier alle Wilde haben, sind ihre kleinen, lebhafte, und kohlschwarze Augen, mit denen sie auch den kleinsten Vogel auf den höchsten Bäumen erblicken, und die entfernte Dinge unterscheiden sichtige können; als ich einsmals auf dem Flüsse Ugen der spazieren fuhr, ersah ich von ferne etwas im Wasser, das mir wie ein Holzblock vorkam, ^{Schwarz} die

Sack gleich einem Panzer, der kaum die Lenden erreichte. Die Weibsbilder waren nur mit einem anderthalb Spannen breiten Schürzel aus Baumfaden geflochten, umgürtet. Ihre Sprache schien mir als wie ein Geschwätz von Papageyen ohne eine Silben verstehen zu können: alles war hen, hin, ho, han, und dieß mehrentheils aus der Masse. Den Willkomm, den sie uns machten, und man verdolmetschte, bestund in dem, daß ihr Anführer jeden aus uns fragte: Raye mue? Kommst du? Man giebt zur Antwort: Raye ye, ich komme, deim zum Jaszagen haben sie in ihrer Sprache kein Wort, und winken insgemein nur mit den Augen, wenn sie etwas bejahen wollen. Wiederum fragte er: Magni oy raye? Kommst uns gern zu haben? Dieses ist der allgemeine Gruß auch unter ihnen selbst, wenn sie einander heimsuchen, weiter erstrecket sich nicht ihre Veredtsamkeit bey ihrer undeutlichen, und wortarmen Muttersprache, welche zu erlernen mir viele Zeit und Schwierig gekostet. Sie wohnen zwischen den Flüssen Napo und Putumayo, welche sich in den Maragnon ergießen, zu dtesem hat man von Capocny aus bis 16. Tage Fluß-abwärts zu fahren, aus dem man schließen kann, wie groß ihr Erdbezirk seyn müsse, welchen zugleich viele andre Wässer, Bäche, Sumpfe und Weihher nur gar zu stark befeuchten, und selben für Ausländer ungesund machen.

Wie sie
uns be-
grüßten.

J. 6.

§. 6.

Von der Leibsgestalt der wilden Indianern.

Die Nation der Cabeliados, bey der ich mich bis zehn Jahre lang aufgehalten, **Schöne** ist meistentheils von mittelmäßiger Leibsgroß-**Leibsges-**
se, braunnet, oder vielmehr von der Sonnenstalt der ne verbrant, denn von der Geburt aus sind Cabeliados.
ihre Kinder so weiß, als wären sie in Deutschland gebohren. Man findet auch im Wald derer, wo sie beständig unter dem Schatten dicker Bäume wohnen, viele besonders junge Leute von so weizer, und zarter Leibsgestalt, daß man sie, wenn sie die gehörige Kleidung, und gleichen Aufzug hätten, auch den deutschen Grafen- und Fürstenkindern zur Seiten stellen könnte. An hübscher Gestalt übertreffen die Cabeliados alle andere wilde Nationen, die mir unter die Augen gekommen, und noch weit mehr die zahlme Indianer in Quito, derer Gestalt viel häßliches, und gar nichts reizendes an sich hat: das Schöne, was schier alle Wilde haben, sind ihre kleinen, lebhafte, und kohl-schwarze Augen, mit denen sie auch den kleinsten Vogel auf den höchsten Bäumen erblicken, und die entfernte Dinge unterscheiden sichtige können; als ich einsmals auf dem Flüsse Augen der spazieren fuhr, ersah ich von ferne etwas im India-Wasser, das mir wie ein Holzbloß vorkam, **Schwarz.**

die

die Indianer , welche mich führten , schmozten darüber , und sagten es sei eine Canon , nennen zugleich die drey Personen , die das rauf waren . Wie die Augen , also sind auch ihre Haar ohne Ausnahm kohlschwarz , und weil sie niemals den Kopf weder bey Regen , noch Sonnenschein bedecken , so hart , als wie die Schweinborsten . Dies

Die Kopf ser wilde Haarforst liefert ihnen auch ein kleislärs halten nes Wildpret , welches sie für das niedlichste Schleckerbisl halten nämlich grosse , und schwarzte Läuse , mit denen besonders das weibliche Geschlecht , so oft es Gelegenheit findet , eine Lustjagt anstellet : Wenn etwer ihres gleichens sie heimsucht , muß ers für das beste Freundstück halten , daß sie ihn beym Kopf nehmen , und die Läuse absuchen : alsbald sie eine erhaschen , schnappys fahren sie mit selber dem Maul zu , zerquetschens mit den fodern Zähnen , und schlückens mit Haut , und Haar hinunter . Als ich einst zu einem Indianer , der mir eine Laus anboth , sagte : yeque ay quaco ac : Pfuiß das ist etwas wiristes ; gab er mir diesen Bescheid : Panchi Pori hvay senchi . Mein Vater , das Ding ist süß , doch konnte er mich nicht überreden , daß auch ich die Süßigkeit verschädäuse kostet hätte . Das Läuseessen ist schier bey essen ist ab allen Americanern im Brauch , auch so gar len India in Städts und Dörfern , wo sie Nachnittnern getag an Sonn- und Feiertagen vor ihren Hausthüren sitzen , und sich mit Läusesuchen

Stun-

Stundenweis unterhalten. Aber genug von dieser appetitlichen Lausjagd, sonst könnte etwa ein aufgeklärter Projectant unsrer Zeiten auf den Einfall kommen das Läusesuschen auch in Deutschland sammt einer Laussteuer einzuführen, wie es vor Zeiten der heydnische König Triga gemacht, dem ein jeder Unterthan zu gewissen Zeiten ein Schachtel voll Läuse liefern mußte: Dies mag der Ursprung gewesen seyn, daß nachmals die Indianer solche artige Thierchen für kostbar gehalten, und auch ihre Nachkommling mit der saubern Läusesucht angesteckt haben.

So großen Ueberflüß die wilden Indianer, besonders die Cabeliados am Haar, eben so großen Abgang haben sie an dem Bart als der Hauptzierde des männlichen Geschlechts: denn es wächst ihnen kein Härchen um das Maul, nur bey alten Greisen wächst raget bisweilen ein und anders hervor wie kein Bart, bey alten Weibern; sie halten aber auch so gar die Augenbraum, und Augenzeck für schändlich, und rupfen selbe entweders ein jeder sich selbst, oder einer dem andern aus. Solches pflegen auch die Mütter ihren Kindern monatlich zu thun, wofern sich diese widersehen, oder auch in andern Sachen sich gar zu widerspanstig erzeigen, reiben ihnen ihre barbarische Mütter spanischen Pfefz ^{der alten Heyden.} Straf ver vor

vor Schmerzen zu rasen anfangen, doch bringt es ihren Augen keinen Nachtheil. Wenn ein großes Festin, oder Gallatag vorfalle, pflegen sie auch Arm, und Schienbein vom Haarwerk mit Auszupfen zu säubern, zu diesem Zupfen brauchen sie nichts anders, als zween ganz dünne Baumfaden, mit denen sie jedes Härslchen so künstlich fassen, und ausziehen, daß mans mit der Scheer nicht hirtiger ausschneiden könnte. Das einzige, was mir bey diesem Haarzupfen nicht Haar aus, gar für unvernünftig vorkam, war, daß jürgen ein sie bey heftigen Kopfschmerzen sich das Haar Mittel ausreißen, und ganz glattköpfig machen fürs Kopf, lassen.

In der übrigen Leibsstellung sind die wilden Indianer weit besser fornürt, als Zahme, denn bey diesen findet man viele mit verschiedenen Leibsmängeln, und giebt es in dem Thal Scilio unweit Quito vier le hundert mit Kröpfen, doch nicht mit so groß und ansehnlichen, wie im Tyrol. Unter den Bey den Wilden wird man nicht leicht jemand antreffen, der vom Mutterleib aus giebts keine tadelhaft wäre. Denn die wilde Mütter Mangel haben diesen g'samen Brauch, daß sie hafte von ihr Kind, so bald es zur Welt geböhren, gesäus, und nau besichtigen, und wenn sie was tadelhaftes daran finden, selbes auf der Stelle lebendig eingraben. Eben dies geschiehet auch, wenn eine auf einmal zwey gebährret, denn si e

Sie sind der nährischen Meynung, als müßten die Zwillinge zween Väter haben, deswegen sie eines davon einscharren, um nicht eines Ehebruchs beschuldiget zu werden.

Se schöner die Natur auch die wildeste Indianer gestaltet, desto schändlicher werden sie von ihrer selbst elgenen Dummheit verändert, und häflich gemacht, also j'war, daß derjenige, der sie das erstemal ansichtigt wird, vermeynt, er sehe vor seiner eine Schaar abscheulicher Teufeln in menschlicher Gestalt, und dies eben dazumal, da selbe in ihrer Gallatracht sich kräftigst einbilden, als wören sie die allerschönste auf dem ganzen Erdboden. Zu solcher wilden Schönheit den Grund zu legen, poliren die Weibsbilder Anfangs ihr Angesicht, und machen mit geschriften Wissenem Gaft der einem Fienieß gleicht, hell Indianer glänzend: Weischen alsdann rothe, schwarze, und gelbe Farben untereinander, und malen mit kleinen Pinseln auf der Stirne, und benden Wangen allerhand Zierrathen, und Truttenfuß mit einer Menge Strichlein, und Düpeln, aber alles mit gehöriger Maß, und Symetri also, daß eine Seite der andern vollkommen gleich sieht: Diese Gleichheit zu treffen stellen sie ein Geschirr voll helles Wasser vor Augen, um sich beym Mahlen beständig zu besichtigen, deshalb schäzen sie einen Spiegel, wenn er auch noch so klein, und kaum einen Kreuzer werth ist, weit hds

D

her

her als eine spanische Doppel. Den Mund, und Lefzen färben sie allzeit kohl-schwarz mit dem Kraut Jagua, welches sie täglich essen. Doch brauchen sie dieses Kraut, wie sie mir sagten, nicht so fast, den Mund zu schwärzen, als ihn von allem übeln Geruch zu bewahren. Und in der That, ich habe bey ihnen dergleichen niemals verspüret wedet in - noch ausser dem Beichtstuhle: zu wünschen wårs, daß alle deutsche Brindwein- und Rauchtaback-Mäuler solches Kraut in Mund nchinten, bevor sie in die Kirche, oder zum Beichten gehen.

*Anstrich
der Diahs.
bilder.*

Die Mannsbilder mahlen sich ganz an-
derst, als die Weiber, ja thun gerad das
Wiederspiel, denn da diese sich bemühen ihr
Angesicht künstlich zu verschöbnern, trachten
selbe das ihrige gänzlich zu verwüsten: Es
wird auch unter ihnen derfentige für den roas-
ckersten gehalten, der mit dein scheckigsten
Gesichte erscheinet; Solches zu bekom-
men tunken sie nur ihre Finger in die Far-
ben, und füllen ihr Angesicht mit rothen,
schwarzen, und gelben Striemen an, oder
machen den halben Kopf roth, und den hal-
ben schwarz. Mit diesem hat ihre schenflis-
che Schmier- und Sudlerey noch kein Ende:
Es wurde auch der pure Anstrich des Ge-
sichts mit der Blöße des übrigen Leibs nicht
wohl stehen; diesen dann auch galant, und
dem Kopfe ähnlich zu machen, überschmie-
ren

ren sie erstlich selber mit einem pechigen Gaste,
 mit dem man auch Papier, oder was man
 will pappen kann: über diesen machen sie
 mit rother Farb rings um solche Zug, daß
 es scheint, als wären der Bauch, Arm, und Dieser Witz
den beyden
ley Ge.
 Schenkeln mit rothen Bändern umwickelt. schlechts
 Damit sie auch mit diesen Bändern desto den ganzen
 mehr Parade spielen können, thun sie selber schwärzen Zeit mitte
 Nachdem sie endlich ihren Körper durch vieles rotter Far-
 Umstreichen zum Musler der Schönheit gesetzen be-
 macht, wird selber mit den geziemenden Klei-
 noden, und Ehrenzeichen angethan. Die der Maus
 Mannsbilder zieren ihre Stirne mit einem bildet.
 Kraut oder hohen Busch von grünen, blauen, Schmücke
 weissen, und rothen Papagayfedern. Zum der Welt.
 ritterlichen Ehrenzeichen umhängen sie den Schmücke
 Hals mit einer Menge groß und kleiner Zahne von Thieren, als von Ziegern, Crocos-
 dilen, Wildschwein &c. zum Zeichen, daß der Welt.
 sie als tapfere Helden schon viele derselben der Welt.
 zu Boden gelegt. Der weibliche Halsges-
 schmuck besteht in einem dicken Busch von kleinen Schneckenhäuschen, Meermuscheln, Schmücke
 Muß- und Eichelschälen, und andern rau- der Welt.
 schenden Landeswerke.

Das sonderheitlichste bei den Cabelladas Masengen
 ist, daß sie auch ihre Nase zieren, und anstatt häng.
 statt Ohrgehäng ein Nasengehäng tragen, häng.
 welches die Schönheit ihres Angesichts desto desto
 reizender macht, je sichtbarer es ist. Die-
ser

ser außerordentlichen Zierde zu lieb durchbohren, sis schon in ihrer Jugend die untere Carnosität zwischen den zwey Naselöchern, und hängen an Gallatägen ein weisses Federlein daran ohne einzige Gefahr selbes hinweg zu schnauen. Könnten die Franzosen wohl was artiges erfinden? Aber mit diesem ist das schöne Geschlecht noch nicht zufrieden, dieses durchbohret auch die unter Lippe des Mundes, und stecket zur grösserer Galta ein länglichts weisses Steinlein hinein Schmuck also, daß es halb heraus raget: Damit es der weibl. aber das Löchel für alle Gallatäg offen halte, trugt es beständig ein Zapflein, durch welches mit der Zeit das Löchel also erweitert wird, daß bey den alten Weibern ein kleiner Finger durch gehet. Nun bleibt ihnen noch zur Verschönerung übrig ihr bloßes Fußgesell, damit aber dieses gleich den schändlichen Pfauensüssen der Schönheit des obecn Leibs keinen Nachtheil bringe, tragen sie kein Bedenken der Natur Gewalt anzuthun, und ihre Füsse mit einer widernatürlichen Mode zu verstellen: Sie binden nämlich von Jugend auf jeden Fuß mit drey stäcken, und Finger breiten Bändeln, eines mitten auf den Waden, das andere ober, und das dritte unter denselben, und lassens also gebunden Zeit ihres Lebens, wodurch dann geschieht, daß mit der Zeit das Fleisch über die Bändel hinaus wächst: aber je tiefer sich diese ins Fleisch versenken und die Was

Artiges
Füßgesell
der Wil-
den.

Waden geschwülstiger machen, für desto
tierlicher wird von den barbarischen Thoren
ihre Sichtstellung geachtet. Sie müssen aber
auch diese Hoffartsnarren sich gefallen lassen,
daß die so lange Zeit gefolterte Fuß zu legt
gegen ihre Torquierer sich rächen, und selbe
in alten Tagen zu tragen verweigern. Diese
wilde Thorheit der Cabeliados hat mich an-
fangs also gedrängt, daß ich die für die wil-
deste aus allen gehalten; als ich aber nach-
mals die Omaguas, welche nächst am Fluß
Maragnon liegen, zu Augen bekommen, hab
ich mit Erstaunung gesehen, daß ich mich
in meinem Urtheil betrogen: denn so barba-
risch die erste mit ihren Füssen umgehen, eben
so grausam verfahren die letzte sogar mit dem
Haupttheil des Leibs, nämlich mit dem Kopf,
und dies schon in ihrer Kindheit. Denn sie
binden den kleinen Kindern, da sie noch sau-
gen, ein Brettstein über die Stirn; und las-
sen mit selben aufwachsen: Mit der Zeit
wird die Stirn so glatt, hoch, breit, und
vierrectigt, daß sie keiner menschlichen Stirn
mehr gleich sieht. Nur Schad ist's, daß die
Omaguas sich nicht hier in Deutschland be-
finden, es würden ohne Zweifel dem Frauen-
zimmer die jetzige hohe Modeschöpf unver-
gleich besser anstehen, als manchen kleinen
Mäuselschöpfen.

Die Oma-
guas ver-
halten ih-
ren Kopf.

Monstro-
Stirne der
Omaguas

Von der Gemüthsart der wilden Indianern.

Aus der barbarischen Art, mit der die Wilden zum Tore der Natur ihre Leiber verstalten, kann man leicht abnehmen, wie barbarisch ihre Gemüthsart, als lang sie im Heydenthum verharren, seyn müsse, welche ihren Vernunft also verfinstert, daß sie vielmehr Vieh, als Menschen zu seyn scheinen, und hat ihnen ein wohlerfahrner Missionarius gar nicht unrecht gethan, da er sie als Beschrei. so beschrieben; Ein wilder Indianer, sagte Jung eines er, ist ein Abenteuer, dessen Kopf voll der wilden Zu-Unwissenheit, das Herz voll des Undankes, Planers. das Gemüth voll der Unbeständigkeit, dessen Händ, und Schultern der Trägheit, der Bauch der Füllerren, und die Füsse der Furcht unterworfen. Aus diesem läßt sich schliessen, was bittern Schmerz und Arbeit den Missionarien es kosten müsse aus diesen so unartigen Söde- und Blöcken erstlich vernünftige Menschen, als dann auch gute Christen nach, und nach zuschnitzen. Es dauert diese Arbeit nicht nur ein, und andern Tag, oder Monat, sondern auch mehrere Jahre, und ist dazu nothwendig eine eben so grosse Geduld, als Bescheidenheit, wenn einer nicht auf einmal verderben will, was er durch lange Zeit gut gemacht. Es darf

der

der Missionarius einem wilden Indianer nur mit schelen Augen ansehen, so kann er sich schon die Rechnung machen, daß selber sammt seiner Familie den Reis haus nehmen, und sich in Wald hinein flüchtig machen werde: Er muß auch im Reden sehr behutsam seyn, besonders wenn er der Sprach nicht recht kündig, sonst werden sie ihm die Worte im Maul umkehren, und Gelegenheit nehmen wider ihn ein gefährliche Meuterey anzuzetteln. Vor allen hat er sich in Obacht zu nehmen vor den gottlosen Teufelsbannern, derer viele unter den Wilden sich aufhalten, und von den Cabeliados, Quan-
neque, von andern Piazes, von Spannieru Bruchos, und auf Deutsch Zechseuniester, genennit werden. Diese haben unlängst mit dem bösen Feind, den sie ihren guten Freund nennen, eine Bekanntschaft, und heimlichen Umgang, der auch mit ihnen insgemein durch einen Papagan zu reden, und ihnen allerhand Ränke, und Schwank, wider die Missionarien, und ihre Lehre vorzumachen pfleget: gegen diese Quaneque tragen die übrige grossen Respect, denn sie halten selbe zugleich für ihre Leibärzte, derer ganze Kunst, oder vielmehr Dummheit in dem besteht, daß sie den Kranken stets ansblasen, und so er Hizzen leidet, ihn mit kalten Wasser übergieissen, oder stark an denselben saugen, wo er den Schmecken empfindet; Wenn mit allen dem der Kranke stirbt,

Bosheit
der Teu-
felsbanner.

Leibärzte,
und ihre
Methoden.

Von der Gemüthsart der wilden Indianern.

Aus der barbarischen Art, mit der die Wilden zum Tore der Natur ihre Leiber verstalten, kann man leicht abnehmen, wie barbarisch ihre Gemüthsart, als lang sie im Heydenthum verharren, seyn müsse, welche ihren Vernunft also verfinstert, daß sie vielmehr Vieh, als Menschen zu seyn scheinen, und hat ihnen ein wohlerfahrner Missionarius gar nicht unrecht gethan, da er sie als Beschreiβe: Ein wilder Indianer, sagte Lang eines er, ist ein Abenteuer, dessen Kopf voll der wilden Unwissenheit, das Herz voll des Undankes, Pianers. das Gemüth voll der Unbeständigkeit, dessen Händ, und Schultern der Trägheit, der Bauch der Füllerren, und die Füsse der Furcht unterworfen. Aus diesem läßt sich schliessen, was bittern Schweiß und Arbeit den Missionarien es kosten müsse aus diesen so unartigen Stöck- und Blöcken erstlich verlustige Menschen, alsdann auch gute Christen nach, und nach zuschnitzen. Es dauert diese Arbeit nicht nur ein, und andern Tag, oder Monat, sondern auch mehrere Jahre, und ist dazu nothwendig eine eben so grosse Geduld, als Bescheidenheit, wenn einer nicht auf einmal verderben will, was er durch lange Zeit gut gemacht. Es darf der

der Missionar zu einem wilden Indianer nur mit scheelen Augen ansehen, so kann er sich schon die Rechnung machen, daß selber sammt seiner Familie den Reishaus nehmen, und sich in Wald hinein flüchtig machen werde: Er muß auch un Reden sehr behutsam seyn, besonders wenn er der Sprach nicht recht kündig, sonst werden sie ihm die Wort im Maul umkehren, und Gelegenheit nehmen wider ihn ein gefährliche Meuterey anzuzitzen. Vor allen hat er sich in Obacht zu nehmen vor den gottlosen Teufelsbannern, derer viele unter den Wilden sich aufzuhalten, und von den Cabeliados, Quaneque, von andern Piazes, von Spanniera Bruchos, und auf Deutsch Zechseunieister, genennit werden. Diese haben unlängst mit dem bösen Feind, den sie ihren guten Freund nennen, eine Bekanntschaft, und heimlichen Umgang, der auch mit ihnen insgemein durch einen Papagan zu reden, und ihnen allerhand Känke, und Schwänke, wider die Missionarien, und ihre Lehre vorzusagen pfleget: gegen diese Quaneque tragen die übrige grossen Respect, denn sie haben selbe zugleich für ihre Leibärzte, deren ganze Kunst, oder vielmehr Dummheit in dem besteht, daß sie den Kranken stets anblasen, und so er Hizzen leidet, ihn mit kalten Wasser übergieissen, oder stark an denselben Ort saugen, wo er den Schmecken empfindet: Wenn mit allen dem der Kranke stirbt,

Bosheit
der Teu-
felsbanner.

Leibärzte,
und ihre
Methode.

Die Quaque entschuldigen sie sich mit sagen: man habe sie neque stis zu spät berufen. Weit besser verstehen sie ter alles sich auf Uebel zu stiftten, als diese zu verbreiten, und sind gemeinlich die einzige Uraheber alles Unheils, dessentwegen die Cabellados sie nicht umsonst Quaque, das ist Uebelthäter nennen, durch derer Anstrengung als der Teufelsfreunden oftmals geschehen, daß entweder eine ganze Gemeinde davon geflohen, oder der Missionarius sammt den Seinigen das Leben hat eingebüßet.

Kürze halber will ich nur melden, was sich diebstalls in den letztern Zeiten bey den Cabellados für Unglücke ereignet haben. Es waren dazumal in dem Bezirk des Flusses Napo vier Pueblos, wie sie die Spanier nennen, oder Gemeinde der Cabellados, als die Gemeinde der heiligsten Dreifaltigkeit, des heiligsten Namens Jesus, des heiligen Michael, und der seligsten Jungfrau Maria. In diesem letztern befand sich etwelche Jahre vor meiner Ankunft der Pater P. Greb. Guillielmus Grebner zu Störzing in Tymer wird reg gebürtig, der nachmals Vice-Provinz durch gab stat in Quito geworden, und im 82sten Glucke der Jahr seines Alters, ein Jahr vor unserm Abfindianer zug gestorben ist. Dieser hatte das Pflanzen mihi Ort St. Maria mit unbeschreiblicher Mühe die Um und Arbeit von neuem aufgerichtet, und die stände der neuerbaute Kirche mit allem nothwendigen Geräthe, wie auch mit einem geschnitzelten Bild.

Bildniß der seligsten Mutter Gottes verse-
 hen. Es erzeugten sich auch die Neubekehr-
 te ganz ruhig, und wohl zufrieden, also,
 daß er sich entschlossen, ganz allein, ohne ei-
 nen Gespan, bey ihnen zu verbleiben: da er
 sich aber am mindesten versah, stnd in einer
 Nacht alle Indianer sammt Weib und Kin-
 dern davon geflohen, ein einziger Knas-
 be von 9. Jahren ausgenommen, wel-
 cher bey ihm im Haus geblieben. Er war
 dazumal gar schlecht mit Lebensmitteln ver-
 sehen, und wurde noch darzu vom Fieber
 überfallen, welches ihn nach und nach also
 entkräftet, daß er sich nicht mehr aufrechte
 halten konnte, und sich gezwungen sah, auf
 allen Vieren um das Ort herum zu kriechen,
 damit er einen Platano, oder andere Frucht
 zum essen bekäme, mittlerweile der Knab
 mit der Angel, ein Fischlein zu fangen, aus-
 gegangen. In solchem armeligen Stand
 hat er über ein halbes Jahr verharren müs-
 sen, bis endlich ein anderer Missionarius
 ganz unverhofft zu ihm gekommen, welcher
 ihn also abgezehrter, mit Haar und Bart so
 überwachsen, angetroffen, daß er selben nicht
 mehr erkannte. Was eigentlich die Ursache
 einer so schnellen, und heimlichen Flucht der
 Indianern gewesen, hat man nicht erfah-
 ren, wohl aber mit bestem Grund mut-
 massen können, es werde keine andere gewe-
 sen seyn, als daß die boshaft Quanque,
 die solches schon öfters anderswo gethan

D 5. den

P. Real
wird von
einem
Menschel-
mörder
umge-
bracht.

den Uebrigen weisgemacht haben, als hätte sie der P. Grebner den Portugesen einhändig wollen, welche zur selbigen Zeit durch den Maragnon und andere Flüsse ihre Streifereyen vorgenommenen, um Leibesigne zu erhaschen. Vermuthlich aus eben dieser Ursache ist auch zu St. Michael wenige Jahre hernach der P. Real, ein Genueser, sogar meuchelmörderischer Weise umgebracht worden, da er nach dem Mittagesessen in seiner Hamaca ausruhete: Es muß ihm auch dieser Todesfall vorgegangen seyn, weil er sich wenige Tage zuvor zu dem nächsten Missionario begeben, mit Begehren, seine Beicht anzuhören, um sich zum Tode vorbereiten zu können, denn es käme ihm vor, als würde er bald sterben müssen. Vergleichend Bds. wiechte, welche die Missionarien nicht aus Haß des heiligen Glaubens, sondern pur aus barbarischen Uebermuth, oder auch aus Nachbegierde, daß man sie von Lassethaten abgehalten, ums Leben brächte, Einhalt zu thun, haben die Obere der Missionarien bey den Cabeliados ein und andere Blancos, oder Spanische Wächter beygesellet. Aber auch diese Fürsorge war Anfangs unsonst, denn es haben die erste Blancos, unter denen ein Catalonier als Tenient, oder Befehlhaber gewesen, selbst Anlaß gegeben, daß die Indianer, mit welchen selbe gar zu grob und unartig umgingen, sich heimlich zusammen verschworen, ihren damaligen Missionarium,

rium, den P. Emanuel Ursarte, einen Spanier, sammt seinen Blancos heimtückischer Weise aus dem Weg zu räumen, wie sie es auch ins Werk gesetzt. Eines Tags zur p. Ursarte Abendzeit, da der P. Emanuel nebst dem wird töde-
 Tenienten beym Nachessen saß, kamen sechs lich ver-
 der verwegsten Halswäge zu ihnen ins munder,
 Haus, und begehrten, (wie es in der Mission Blancos
 gebräuchlich ist,) mit ganz sittsamen und todt ge-
 freundlichen Gebärden um Erlaubniß, den schlagen.
 nächstten Tag in den Wald zu gehen, damit
 sie sowohl das Missionari-Haus, als das
 Ihrige mit frischen Wildfleisch versehen kön-
 ten; kaum hatte der Vater sie angehobet,
 und seine Augen wiederum zum Tisch ge-
 wendet, zog der Indianer, der ihm zur Sei-
 ten stand, die verborgene Hacke vom Kno-
 cken hervor, und hieb den Vater mit solcher
 über den Kopf, daß er diesen unfehlbar
 würde zerstückt haben, wenn sich nicht die
 Hacke mit dem Stricke, der über dem Kopf
 überzweig hieng, verwickelt hätte, doch hat
 er dem Vater eine solche Wunde verlest,
 daß er halbtodt hinsank, und den Tisch mit
 Blut anfüllte. Er schrie nachmals sein
 Leben nach Gott der seligsten Jungfrau
 zu, dessen Schutz er sich täglich anbefohlen
 hat. Der Tenient, welcher zuvor sich geschoffigt
 pralat, als würde er alle Wilde mit Haut
 und Haar fressen, wofern sie sich ihm minde-
 sten rühren würden, hat sich vom gähn-
 Gebrechen also einnehmen lassen, daß er
 anstatt

seit des
 Tenienten.

anstatt mit dem Säbel, den er bey Handen hatte, sich zu wehren, augenblicklich unter den Tisch geschlossen, und da ihm ein Indianer mit der Makana, oder hölzernen Schwert nur auf den Arm getroffen, hat er sich doch gestellt, als wäre er wirklich tödt. Die andere drey Indianern haben abgeredetmassen die zween Blancos, welche in der Nebenkammer das Nachtmal eimahmen, zu gleicher Zeit überrumpelt, und sie auf der Stelle umgebracht. Zum tapfersten hat sich einer Mohrig. in der Küche die schwarze Wachin gehalten, welche den Indianer, der auf sie losging, mit einem bremenden Scheit glücklich in die Flucht gejagt. Nach vollendter barbarischen Heldenthat giengen die Meuchelmörder ohne Verweilung aus dem Haus unter allgemeinen Jauchzen und Frohlocken der Christen. Gleich darauf haben sie sich alle zusammen mit Weib und Kindern in ihren Canoas auf die andere Seite des Flusses begeben, und sich noch selbe Nacht in Wald hinein flüchtig gemacht. Da wagte sich endlich der wackere Tenient unter dem Tisch hervorzukriechen, um sowohl seinen bleßirten Arm, als dem Kopf des P. Emanuels, der sich auch in etwas vom Schrecken erholt, zu Hülfe zu kommen. Ihr Glück war, daß sie den kostbaren Balsam Copauva bey Handen hatten, dessen Kraft eine jede Wunde, wenn sie nicht ganz tödtlich ist, innerhalb 24. Stunden vollkommen zu heilen pflegt,

wie

Copauva
kostbarer
Wunden
Balsam.

wie es auch beyde erfahren haben, doch trug der Tentent noch lange Zeit seinen curirten Arhn in der Schlinge, glaublich der Welt zu zeigen, wie nahe er dem Feind unter die Augen getreten. Da sich nun kein einzige Indianische Seele mehr sehen ließ, fieng die tapfere Kdchin sich zu beklagen an, daß sie schier nichts mehr zu fochten hätte: und es würde ihnen auch sehr hart ergangen seyn, wenn nicht nach wenig Tagen der P. Bos-
sa, der noch von der Sache nichts wußte, von Capoeny zu ihnen gekommen wäre, und sie durch seine Indianer mit Lebensmit-
teln versehen hätte. Nachdem sie ein und andern Tag mit Berathschlagen zugebracht, was nun zu thun wäre, haben sie beschloß-
sen auf eine Zeit das Pflanzort vom heiligen
sten Namen Jesus, wo sich dieses ereignet
hat, zu verlassen, und diesen Zufall von Ca-
poeny aus nach Quito zu berichten.

Das folgende Jahr ist P. Joh. Archs,
ein Spainier, von den Obern beordert wor-
den, den P. Uriarte abzulösen, und das Pueblo del Nombre Jesus nach Möglichen-
heit wiederum herzustellen. Als neuer Te-
nient wurde ihm auch Don Augustin Pazmi-
nio beigegeben, ein wohlerfahrner Mann im
selben Einöden, welcher den ganzen Maras-
gnon durchgereiset, und vieler Indianischen
Sprachen kündig war, dieser machte also-
gleich Anstalt zu einer Entrada, und zog mit
drey

Pater Joh.
Archs wird
von Quito
geschickt
den Pater
Uriarte ab-
lösen.
Der neue
Tentent
Pazminio
macht eine
Entrada,
oder Ein-
fall in
Wald hin-
ein.

drey andern Blancos, und den Indianern von Capocny, welche den Schlupfriß des Flüchtigen verrathen, zu ihnen in Wald hinein. Nachdem sie fünf Tage auf dem Marsch zugebracht, und zur Abendszeit in die Nähe der Flüchtigen gekommen, befahl Pazminio, daß alle, die unter seinem Commando standen, ohne mindestes Geräusch sich ruhig halten sollten. Bey anbrechendem Tag überraschten sie das Haus, in welchem der Curaca Maqueye, das Oberhaupt, und Rädettsführer der Rebellen mit Weib und Kindern sammt andern sich befand, und eben derjenige war, der dem P. Emmanuel mit der Hacke den Hieb versetzet hat. Diesen dann vor allen handfest zu machen, fiel der Pazminio, während die Capocuyen das Haus umrangen, mit seinen

Der Curaca Maqueye wird gesaugen. drey Blancos plötzlich in selbes hinein, und ergriff den Maqueye eben da selber durch das nächste Loch hinausschließen wollte: Er ließ ihn alsgleich an Händen und Füssen binden, hielt ihm in Gegenwart seiner Anhängern die verübte Misserthat mit Nachdruck vor, und sagte zulezt: Es werde sonst niemand andern was Leids widerfahren, wosfern sie gutwillig zu ihrem vorigen Pfanzort zurückkehren würden: im Weigerungsfall sollen sie auch seinen gerechten Zorn zu empfinden haben, ließ zugleich eine Flinte in die Luft losbrennen, über welches die Wilden also erschracken, daß sie am ganzen Weib zitterten,

terten, und sich nicht einmal zu röhren gesetzten. Solcher Klimenschuß ist auch das Dießindien bestreitete Mittel bey gählingen Auflauf der Wilden, durch dessen Knall sie so schnell abgestrichen werden, als wie die Spazen.

Nachdem Pazminio mit dem gefangenem Maqueye, und den übrigen Flüchtlingen, glücklich aus dem Wald herausgekommen, wollte er mit demselben eine exemplarische Strafe vornehmen, wie er dießfalls von der weltlichen Regierung zu Quito Ordre bekommen; aber der P. Archs hat es abgebetheu mit Vorgeben, es könnte solches für sich, und seinen Nachfolgern sehr üble Folgen nach sich ziehen, indem die Blancos nicht aus. für beständig bey den Missionarien verbleiben, und die Wiße mit der Zeit sich an selben rächen könnten. Man ließ sich also mit dem begnügen, daß der Maqueye, der schon im Wald mit Streichen gezeichnet worden, kniefällig um Verzeihung gebeten mit ernstlichem Versprechen verglichen Misserhat ins künftige nicht mehr zu begehen, noch den Seinigen zu gestatten. Er hat auch sein Versprechen treulich gehalten, denn als er nach vollkommenem Unterricht in der heiligen Taufe, und den Namen Bonifacius des Menschen empfangen, hat er sich möglichst besessen dessen Bedeutniß genau zu erfüllen, und ist aus dem größten Nebelthäfer der beste Wohlthäfer der Missionarien geworden, wie ich es selbst,

P. Archs
bittet dem
Maqueye
die Straf

selbst, da ich als Gespann des P. Arch^dahin gekommen, erfahren hab. Er war allezeit der erste in der Kirche, er sah immer dar nach, ob uns nichts abgieng, und war zu allem bereit, was wir von ihm verlangten. Doch schien es, als hätte ihn Gott den Ma- seiner vorgehabten Mordthat halben andern quere noch zur Warnung noch hier zeitlich strafen wol- hier zeitlich len: denn als er nach fünf Jahren eines im Tod ge- Tugs mit seinem kleinen Sohn über den Fluss gefahren, und jenseits ans Land ge- stiegen war, hat ein gählinger Wind das Schifflein vom Gestad losgemacht: Bonifacius sprang eilends ins Wasser seibem nachzuschwimmen, aber auf einmal gieng er unter, und hat man von ihm nichts mehr gesehen bis den andern Tag, da man seinen Leichnam etwa 300. Schritt weit bey einem Gestrauß gefunden. Der ganze Leib war unbeschädiget nur der rechte Arm, mit dem er vormals dem P. Uriarte die Hacke zum Kopf gehauen, war ihm vermutlich von einem Cocodil wuz abgebissen.

Aus diesem, was ich bishero gemeldet kann man zu Genügen ersehen, von was für wilder, und unbeständiger Gemüthsart die Cabeliados, und andere ihres Gleichens, als lang sie Heyden verbleiben, seyn müssen, in
Die Indias: welche auch in dem Wald nicht für beständig im Walde dig im alten Ort verharren, sondern bald nicht bey da, bald dort hinziehen. Sie bauen auch

in dem Wald ihre Häuser niemals besaßen, men; sondern ziemlich zerstreut also, daß noch blei- man vsmals von einem Hause zum andern bei sie be- einen halben Tag, und auch noch weiters ständig in zu geben hat. Wenn jemand in einem Hau- ^{samen Ort.}
se stirbt, schaffen sie ihn kaum als er ver- schieden, in der Mitte desselben ein, jüns- den es an, und ziehen anderswo hin. Eben dies thun sie auch, wenn nach drey, oder vier Jahren die Felder brachen. Dieses schon angewohnte Herumfahren war auch die Hauptursach, daß man in einem Pflanzort bei dem Fluß Napo niemals mehrer, als etwa 300. oder höchst 400. Seelen hat zusammen gebracht, und bestand der jährliche Frucht eines Seelsorgers meistentheils im Taufen der kleinen Kindern: Es kamen zwar vielmals sehr alte, und ausgemergelte Leute mit andern aus dem Wald, welche noch in ihren letzten Tagen die heilige Taufe empfingen, aus dem man klar erkennen kann, daß Gott auch unter diesen sonst äußerst verlaßnen Menschen die Einige zu suchen wisse, und allen genügsame Hilfe, und Gelegenheit gebe selig zu werden, wenn sie nur wollen seinem innerlichen Antrieb, und Erleuchtungen Folge leisten, Kraft deren auch diese Wilde in ihrer Sterbstund die Augen gegen dem Himmel zu wenden, und zum Herrscher desselben zu seufzen pflegen; obwohl sie sonst kaum ein Zeichen geben, als hätten sie eine Erkenntniß von Gott, den

sie auch in ihrer Sprach nicht zu nennen
wissen, und muß man bey ihuen von Gott
zu reden, das spanische Wort Dio gebraus-
chen.

Weit besser war beschaffen unsre quiten-
pfanzdr. sische Mission bey dem Flus Maragnon,
der beym wo über zwanzig christliche Pfanzdörter von
Flus Ma-
ragnon.

eben so vielen Nationen sich befanden, deren
jede ihre besondere Sprach führte, als der
Omaguas, Jurimaguas, Uravinias, Aza-
gues, Heberos, Schayabites, Munisches,
Paranapuras, Pinsches, Jameos, Pebas,
und andre, deren Namen mir nicht mehr
bekommen. Einige von diesen waren drey,
bis vier tausend Seelen stark: die meiste
wo nicht alle beyderley Geschlechts ehrbar
bekleidet, und alle barbarische Misbräuche
abgeschafft, alle diese stunden unter der Os-
sorg 20. Missionarien aus unsrer Gesellschaft,
derer schier den halben Theil wir Deutsche
ausmachten.

§. 8.

Bon der Lebensart der Indianer im Händenthum.

Man findet bey den wilden Indianern, welche in Wäldern, und Wüsteneyen leben, kein einzige Gattung einer Regles-
tungsform, oder eines ordentlichen Ober-
haupts,

haupts, wie es die Zahme haben, und ihre ^{Die Wilde} Vorsteher Cassiques, oder Curacas nennen. haben kein
 Die Wilde pflegen nur ihre Anführer förmliches
 zu erwidhren, wenn sie gegen einander in Ober-
 Harnisch kommen, oder wider fremde Feind ^{haupt.}
 sich zur Gegenwehr rüsten, welchen sie also
 dann nachlaufen als wie ein Heerd Schaf
 ohne einzige Ordnung, und ohne weitern
 Gehorsam, als es ihnen beliebig. Sie wiss-
 sen auch nicht die mindeste gründliche Kunds-
 chaft zu geben von ihren Vorfahren, denn
 was sie von selben vorgeben, sind lächer-
 lich, und unvernünftige Märchen. Viel ^{und leben}
 weniger wissen sie etwas von einem göttlichen, ^{ohne Ge-}
 oder menschlichen Gesetz, und lassen sich vom ^{sel.}
 Feind des menschlichen Geschlechts durch seine
 Unterhändler Quaneque, von denen oben
 gemeldet worden, schändlich bestöhren, zu
 welchen sie auch in zeitlichen Anliegenheiten
 ihre Zuflucht zu nehmen, und von ihm in
 verborgenen Schlusstwinkeln Hilfe zu begeh-
 ren pflegen, als in welchen sie ihre Götzens-
 bilder aufbehalten um selbe vor den Augen
 der Missionarien zu vertuschen. Zwei ders-
 selben von häflicher Gestalt aus Laim gemacht
 sind mir zu Händen gekommen, welche am
 Gestade des Flusses unter dem Sand geles-
 gen, und vermutlich vor Zeiten von einem ^{Götzen-}
 Missionario, oder von Neubefehrten bey ho-
 hem Wasser sind hinein geworfen worden.
 Uebrigens ist der Wilden einziges Denken auf
 essen, trinken, schlafen, und sich von schäd-
 lichen

lichen Dingen zu hüten. Sie verabschehen die Schelmen, und Diebe, obwohl sie selbst eine große Neigung zum Zwacken haben aber nur in geringen Sachen, wenn sie einer wichtigen bedürfen, und zu leihen nichts bekommen, so nehmen sie selbe in Geheim, aber gebens nach dem Gebrauch wieder zurück. Man sollte schier glauben, es habe sich diesfalls wenigst die alte deutsche Redlichkeit zu ihnen hinein begeben, da man sie im Deutschlande, wo sie doch vor Zeiten so berühmt gewesen, schier nirgends mehr antreffen kann.

Die meiste Indianer begnügen sich mit einem Weibe allein. Die Poligamia oder Vielweiberey ist bey den wilden Indianern bey weitem nicht so stark im Schwunge, wie bey den Türken, und andern unglaublichen Völkern; die meistens sie derselben begnügen sich mit einem Weibe allein, und wenn sie von einer feindlichen Nation einige gefangen bekommen, bedienen sie sich derselben als Beyschläferinnen. Bey ihren Vermählungen gebrauchen sie nach Unterschied der Nationen auch verschiedene Ceremonien. Kürze halber will ich nur die wundersamste anführen, welche die Nation der Mapuyes beobachtet. Wenn sich eine ihrer Töchter verehlichen will, muß sie sich gefallen lassen eine vierzig tägige strenge Fasten, und zwar eingesperter zu halten; Täglich bekommt sie nichts anders zu essen als drei Datteln, und drei Unzen von Zabe,

Wunderlich Ver- art der Ma- puya.

zabe, oder Iucas-Brod sammt einem Krug
 voll Wassers. Durch dieses Fasten wird
 ihr Leib also ausgemärgelt, daß er am Hoch-
 zeit-Zag vielmehr zum Sterben, als zum
 Heirathen tauglich wäre. Als einst ein Mis-
 sionarius ihren Cassique, oder Vorsteher
 fragte, was denn die Ursach eines strengen
 Fastens seyn sollte? gab er ihm zur Antwort: Ursach des
 Es hätten ihre Vorfahrer beobachtet, daß streng
 alles dassjenige, was ein Weibsbild zu gewiß Fastens da-
 ser Zeit mit Füssen trat, sein sauber alles Brant.
 verdonrete, und daß dem Manusbild, wel-
 cher unversehens in ihre Fußstapfen eintritt,
 alsogleich die Füsse aufschwölten: Nachdem
 sie diesem Uebel abzuhelfen lang nach gedenkt,
 haben sie endlich das strenge Fasten für das
 beste Mittel gehalten den weiblichen Körper
 von solchem Gift zu reinigen, damit er dem
 Männlichen hinsur an nicht mehr so schädlich
 seyn könnte. Also bethoret der böse Feind
 diese armeslige Mayunsche Dummköpfe, und
 macht sie einem irdischen Bräutigam zu ge-
 fallen bis zum Sterben Fasten. Was Schand
 ist es nicht für jene catholische Christen, wel-
 che sich reigern dem himmlischen Seelenge-
 spons zu Lieb die so mild gebohene vierzig-
 tägige heilige Fasten zu halten um nicht den
 sterblichen Leib von einem eingedideten, son-
 dern die unsterbliche Seele vom wahren Güns-
 den-Gift zu reinigen? Nachdem die Ma-
 yunsche Erbpfni ihr vierzigtagiges Fasten,
 bey dem sie die ganze Zeit kaum so viel ge-
 essen,

Hochzeit,
Festin der
Mapuyes.

essen, als manche wohlhabige Christen zur heiligen Fastenzeit in einem Tag verzehren, glücklich überstanden hat, wird sie ihres Urs rests losgemacht, und von alten Weibern aufs schönste angestrichen, und aufgepuzt, unter dessen auch alle Manns- und Weibspersonen zur Galla sich austüsten. Am Hochzeits Tag in aller Früh kommen aus dem Walde Musikanten, und Tänzer heraus, diese springen, hüpfen, und pfeifen so lange um das Haus der Hochzeit Leute herum, bis ihnen ein altes Weib eine Schlüssel voll Speis hinaus trägt: Mit dieser laufen sie eines laufens dem Walde zu, wo derjenige, der sie trägt, selbe hinweg wirst, und aus vollem Machen schreyt: Niemals ihm Hellenhund, friz deinen Theil, und komme nicht unser Fest zu stören, dies ausgeredt laufen sie stracks wieder zurück. So bald sie ankommen, erscheinen alle übrige Mannspersonen in schönter wilden Galla den Bräutigam abzuholen, und ihn unter Jauchzen und Tänzen gleichsam im Triumph herum zu führen. Den Vortrappe machen die Musikanten, welchen die Tänzer junge, und alte nachhupfen, unter denen sich auch der Hochzeiter lustig tigam herum tummelt, weil die Fasten seiner Braut macht sich ihn nicht hat abgemattet. Diese geht mit lustig, und kraftlosen, und langsamem Schritten hinten die Braut nach von zwey steinalten Weibern als lebensfrüret da digen Figuren der Traurigkeit begleitet, welche ihr wechselweis fort, und fort in dieses stem

Der Bräu- herum tummelt, weil die Fasten seiner Braut tigam macht sich ihn nicht hat abgemattet. Diese geht mit lustig, und kraftlosen, und langsamem Schritten hinten die Braut nach von zwey steinalten Weibern als lebensfrüret da digen Figuren der Traurigkeit begleitet, welche ihr wechselweis fort, und fort in dieses stem

geren Ton eines Vorhommern: o meine Tochter (heulte die einte der Braut zu Ohren) Erinne
o meine Tochter! wenn du wüsstest, wie rüng für
tyramisch die Männer mit ihren Weibern ^{Weibshilo} umgehen, würdest du dir eher den Tod, als
einen Mann erwählen! o meine Tochter! ^{der die}
seufzet die andre mit tröpfelnder Nase, o
wenn dir bekannt wäre, was die leidige Ges-
burtsschmerzen sagen wollen, würdest du das
Heyrathen wohl bleiben lassen &c. Dergleis-
chen Heilgeplerrt muß die arme Braut mit
Geduld, und Stillschweigen übertragen als
lang der Umzug dauert, nach welchem sich
alle miteinander in das Haus des Bräutigams
versfügen ihre abgemattete Glieder mit
dem Hochzeitmahl zu erquicken, bei welchem
die Weiber aufzutragen, und sich mit den Ue-
berbleibseln befriedigen müssen.

Die Untreue ihrer Weiber empfinden die
wilde Indianer weit heftiger als die Zahme,
und darf das Weib dem Mann im Wald
schier niemals aus den Augen gehen: wenn
sie über Land reisen, geht sie voraus, und
er mit einer Lanze hinter ihr, um sich so
wohl des Weibs, als das Weib von geilen
Böcken zu versichern. Wenn uneracht aller
Behutsamkeit das Weib mishandelt wird,
kostet es gemeinlich, den Bekleidiger das Le-
ben: doch giebt es auch einige, welche sich
mit dem begnügen, daß sie sich gegen dem
Bekleidiger nur beschlagen, und alsdann so

oft dessen Weib sich bedienen, als oft der andre das ihrige misbraucht hat. Eine, und andre Nation, wie ich gehöret, hat auch den abscheulichsten Misbrauch, daß sie ihre Weiber auf Monatsfrist einander leihen, nach welcher Zeit ein jede zu dem thriegen gutwillig zurück kehret.

So streng sonst die Weiber der Ville den von ihren Ehemännern gehalten, und mit harter Arbeit gepresst werden, sind doch nicht alle ebenermassen zu bedauern; denn die Weiber der Cabeliados wissen sich auch ihren unartigen Männern fürchterlich und sich so gar von ihrer Grausamkeit durch das ~~Giftige Amaisengift~~ dieses nach dem Gift Curaro, von dem ich ~~Amoisen~~ nachmals an seinem Ort weitläufiger melden werde, eines der schädlichsten, als mit dem man einen ganz unvermerkt in die Ewigkeit schicken kann. Es sind die Amaisen, von denen es herkommt von ganz besondrer Art, und weit größer, als die größte in Europa, deren Rücken mit gelben, und rothen Däpfeln gezeichnet: sie geben auch zu Zeiten aufrecht, und legen die sordre Füsse über die Schultern. Derjenige, der ungefähr nur von einer gebissen wird, hat schon ein Fieber von 24. Stunden auszustehen, wurd er von zweien gebissen, dauret das Fieber länger, beißt ihn aber mehrere, so ist er in großer Lebensgefahr. Nun diese so gefährliche

liche Amaisen, deren nur wenige bey einem Haufen beysammen zu seyn pflegen, ohne Schaden zu bekommen, nehmen die Indianerinnen eine ausgedehnte Baumwoll, und fangen mit dieser eine nach der andern, Wie das
Amaisen-
gift präpa-
riert wird. schneidens alsdann auf dem Rand eines Hawfels entzwey, und lassen den untern Theil hinein, den obern hinaus fallen, füllen herz nach das Häuselein mit Wasser, und setzten zum Feuer: Nachdem das gesottene Wasser nach, und nach wieder kalt zu werden anfängt, bekommt es auf der Höhe ein Häuselein, und dieses ist die Quintessenz des so schädlichen Amaisen-Gifts, welches sich nur in hohlen Zähnen der Zieger, Crocodilen, oder anderer wilden Thieren aufzuhalten lässt, in andern Gefässen aber seine Kraft verlieret. Wenn nun eine Nachgierige sich von ihrem Mann, oder auch von einem andern, den sie nicht leiden mag, los machen will, so streicht sie heimlich etwas weniges Amaisengift zwischen den Nagel ihres eigenen Daumens, und wartet der Zeit ab, bis man von ihr das gewöhnliche Trank anverlangt: Bey währendem Darreichen lässt sie ganz unvermerkt den giftigen Daumen, mit dem sie das Geschirr am Rande halter, ins Trank hinein sinken, und giebt es mit ganz freundlichen Gebärden von der Hand. Dieses wenige Gift erfüllt schon, daß derjenige, der es getrunken, innerhalb wenig Tagen am ganzen Leib also ausziehe,
Eddische
Wirkung
des Amai-
engifts.

re, daß nichts als Haut, und Bein an ihm bleibt, und er ohne einziges Rettungsmittel sterben muß. Sonderbar ist's, wie ich es selbst ein und andersmal beobachtet habe, daß bey solchen Sterbenden ihre Augen beständig frisch, und lebhaft verbiegen bis auf den letzten Abdruck. Was Glück ist's nicht für ungeschlachten verhoffene Ehemänner unsers Deutschlandes, daß ihre barisch tractirte Weiber kein solches Amaisengift bey Handen haben? wie viele derselben würde man sonst mit lebhaften Augen sterben sehen?

**Kinderzucht der
Bülden.**

Bey solcher unartigen Lebensart der Bülden ist leicht zu erachten, wie schlecht ihre Kinderzucht beschaffen seyn müsse, da sie selbst von ihren Eltern kein einzige gehabt. So lang ihre Kinder noch klein, und unmündig sind, tragen sie zu ihnen eine unmäßige, und närrische Affenlieb, so bald aber das Kind erwachsen, sehen es die Eltern an, als wenn sie es niemals gesehen hätten; sie getrauen sich nicht mehr selbem etwas zu schaffen, oder mit Ernst zu untersagen, noch

Ein wilder Sohn viel weniger sie abzustrafen. Es gab einsmals ein ungezogener Sohn einer derbe Ohrschlägt sei feige seinem eigenen Vater, und gieng ganz zornimüthig davon: Ein Spanier, der es beobachtete, spornte den Vater an, er sollte den meisterlosen Buben beim Schopf nehmen, und ihn gebührender Weis abstrafen,

fen, aber der Indianer that dergleichen, als
 gieng es ihn nichts an, und sagte endlich:
 Meymst du wohl Spanniol, es seyen unsre
 Söhne also beschaffen, als wie die Eurige?
 du irrest dich weit, denn wenn ich den schlim-
 men Buben ißt schlag, und abstrafe, wird
 er mich mit der Zeit so gar ums Leben brin-
 gen. Aus diesem laßt sich schließen, wie ~~Kugel-~~
 sehr auch den wilden, Indianern die rohen seit der
 Sitten ihrer Kinder missfallen müssen: ~~Kinder-~~
 Es giebt auch nach dem Wort Gottes, und ~~wicht in~~
 christlichen Unterricht kein besseres Mittel sel-
 be zu einem gemeinschaftlichen Leben zubrin-
 gen, als wenn sie sehen, was gute Sucht
 die Missionen unter den Kindern in den
 Pflanzorten einführen. Sie verroissen sich
 kaum vor Erstaunung, wenn sie sehen, daß
 ihre Kinder, von der Kinderlehr nacher
 Haus kommen, sich gegen ihnen ganz ehren-
 bietig erzeigen, ihnen die Hände küssen, zu
 allem, was sie schaffen, ganz willig, und
 bereit seyn. Es kann auch ein Missionar
 aus den Altern kein grössers Vergnügen ver-
 schaffen, als wenn er ihr unmündiges Kind
 auf seine Arme nimmt, ihm schön thut, und
 etwa ein Kreuzel, oder Ablässpfenning
 um den Hals hängt. Die abgerichtete Kin-
 der dienen auch sehr vieles dem Missionario in
 seinen geistlichen Berrichtungen, sie ermah-
 nen ihre Altern, wenn es Zeit ist zur christ-
 lichen Lehr, sie erklären den Alten, was sie geistlichen
 etwa nicht recht verstanden, sie geben Nach-
 richt, Die Kinde
der helfen
vieles den
Missiona-
rien in
ihren geistlichen
Berrich-
tungen.

richt, wenn eins erkranket, oder ein Kind gebohren wird, um, den heiligen Tauf nicht zu versäumen: Durch die Kinder endlich kann der Missionarius bey Zeiten erfahren, wenn irgendwo ein Dank, oder Brost eisthet dem Uebel bey Zeiten abzuhelfen, und sein Pflanzort gehörigermassen einzurichten.

§. 9.

Bon der Lebensart der Indianer im Christenthum.

Aus dem, was bisher gemeldet worden, läßt sich leicht abnehmen, wie unumgänglich es nothwendig wäre um diese wilde Indianer von ihrer mehr Viehisch- als menschlichen Lebensart zu einer vernünftigen und Christlichen zu verleiten, daß unter ihnen ein Regierungsform, und Obrigkeit aufgerichtet würde. Es hatte zwar diesfalls der Regie, rungsform spanische Hof einige Vorschüng gethan, in Pflanz und angeordnet, daß bey den Missionen benanntlich in Paraguay, Mexico, Chile, Californien, und andern Gubernatores oder Befehlshaber mit etwelchen Soldaten gesetzet würden, um die Wilden im Zaume zu halten, und die Pflanzöriter der Neubefehrten Staat und regelmäßig einzurichten. Es hat sich auch zu Zeiten in unsrer quittifischen Mission ein, und anderer Gouvernor sezen lassen aber auf eine kurze Zeit, weil sich

Ich ihre Matze mit dem gar zu heißen Lust,
 und ihr Magen mit dem Affensleisch nicht
 lang vertragen konnten; Sie durchstreichten
 also in aller Eilsfertigkeit die Mission ohne
 sich länger in einem Pflanzort aufzuhalten,
 als nur ein, und andern Tag. In der Zeit ^{Die spanische Gu-}
 von zehn Jahren, als lang ich in der Mis-^{nische Gu-}
 sion gestanden, habe ich nur einen einzigen bernatores
 gesehen, der vielmehr gekommen war mit den ^{wie sie ins-}
 Indianern Gewerb zu treiben, als seine ^{gemein b-}
 Amtspflichten auszufüllen: wie es gemeinig-^{schaffen.}
 lich in America von solchen zu geschehen pflegt,
 welche zu Madrid ihre Amtsbedienungen ent-
 weder ums Geld erkaufen, oder als verdor-
 bene Tidalgos selbe umsonst erhalten um ih-
 re Armut neuern zu können: zu diesem
 verstand sich unser belobter Gouvernator un-
 vergleichlich wohl, denn als er nach kurzem
 Aufenthalt in der Mission seine Rückreise na-
 cher Quito genommen, und ihn sammt sei-
 nem ungeheuren Gepäck über fünfzig India-
 nern in zween grossen Barcos den Fluß auf-
 wärts befördert hatten, hat er von seinem
 treulich gemachten Versprechen, daß er ei-
 nem jeden Indianer zum Recompens eine Ha-
 cke geben werde, kein Wort mehr hören wol-
 len mit Vermelden: er wäre ihnen als ihr
 Gouvernator nichts schuldig zu geben, sie
 möchten hiemit gutwillig zurück gehen, wo-
 sie her gekommen, oder seinetwegen bleiben,
 wo sie wollten. Es mußten also die gute
 Indianer für ihre langwierige Arbeit
 mit

Die Missionarient
werden un-
schuldiger
Weise des
Gewerbs
befehltd.
get.

mit leeren Worten sich abspeisen lassen. Dieser, und andere seines gleichens um ihr ungerechtes Betragen bey der königlichen Regierung zu entschuldigen, beschuldigten vielmehr uns Missionarient als trieben wir allerhand Gewerbe zum Nachtheil des königlichen Aerarii, und Schaden der Indianern: zum Angrund der Verleumdung diente ihnen, daß einige Missionarient theils ihre arme, und schlechte Gottshäuser in etwas zu zieren, theils auch ihre nackende Pfarrkinder zu bedecken sich beworben haben einige Erdproduct als Cacao, Sarsa, Wachs, und dergleichen zu bemühen, und also nicht ihren, sondern nur der Indianer sowohl geist- als leiblichen Nutzen zu suchen, aber alles wurde verkehrt ausgelegt, und aus Mücken Elephanten gemacht.

Es geschah diesfalls mit uns Jesuiten in America, was vor und nachmals in Europa geschehen, daß uns aus Misgunst, Hass, Neid, und Rachbegier alles für überausgedeutet, und was unstreitig gut, und loblich war, mit Satyr, und spöttischer Schreibart als bös, und tadelhaft ange schwärzt wurde: aber nur Geduld, es wird doch zu seiner Zeit die Wahrheit über die gewissenlose Mund- und Federlügen den Sieg erhalten, wie es schon zur Schand ihres verbelhaften Dichters die vermintlose Fabe von

von dem Paraquatschen König Nicolas erschossen
 fahren hat, da dieser unter den übrigen Ge-ten König
 suiten-Brüdern in unserm Deutschland erschossen ist,
 schien es, welcher unfühlbar die Mühe wurd.
 die erspart haben seinen Kopf so weit heraus
 zu tragen, wenn er sich dort zum rebellischen
 König aufgeworfen hätte. Eben so falsch,
 und lügenhaft war die Beschuldigung als
 hätten sich unsre Missionarier irgendwo einer
 Oberherrschaft, oder Unabhängigkeit von
 der weltlichen Regierung angemahet, da sie
 doch nichts anders gethan, als daß sie in
 einigen Pflanzötern der Neubekhrten, wo die
 spanische Regierung keinen Vorsteher ges-
 schet, von höchster Noth gezwungen waren
 dessen Abgang einigermassen zu ersezzen, und
 unter den Neubekhrten eine Gattung von
 Obrigkeit, aufzurichten, ohne welche keine
 Gemeinschaft weder von Zahlen, noch viel-
 weniger von wilden Menschen bestehen kann.
 Dies geschah denn auch in unsrer quites-
 schen Mission aber allezeit mit Vorbehalt,
 daß der spanische Befehlshaber, so oft ei-
 ner dahin gekommen, alles nach seinem Gut-
 gedünken entwiders bestätigen, oder verän-
 dern konnte. Was Eingriff, oder Abtrag
 geschah denn hierdurch den königlichen Rech-
 ten? Vielleicht dieser, daß die Missionarier Mission
 der königlichen Krone so viele tausend neue
 Untertanen zugebracht, und alte in bestän-
 diger Treue erhalten haben? Wie steht's aber
 auf diesen Tage mit dieser Treu? Ant-
 wort

wort schlecht genug, wenn die Nachrichten von wiederholten Empörungen die Wahrheit reden, besonders wenn der neu erwählte Indianische König Casimir in Quito schon neue Gesetze gemacht, und Gold hat prägen lassen, wie ich es erst vor kurzer Zeit in einem öffentlichen Zeitungsblatt gelesen habe. Umsonst schmeichelst sich Spanien, seine so weitschichtige Besitzungen in America pur mit Waffen und Gewalt zu erhalten, wie man es aus der Empörung in Quito und Bogotá, von der ich Anfangs gemeldet, ersehen kann. Durch Milde und Gutthätigkeit haben die Missionarient auch die wildeste Nationen zurecht gebracht, und dem katholischen König ganze Colonien, und zahlreiche Pflanzörper der neu befahlten Christen hergestellt. Und was unsägliche Beschwerden, die wilde im Wald auf, müssen, Mühe und Arbeit hat es ihnen nicht gekostet? besonders in dem viele hundert Meilen sich erstreckenden Maragnonischen Bezirk, allros über hundert Nationen der wilden Indianern in ihren Wäldern und Wüsten, neyen ganz zerstreut aus einander wohnen, ohne irgend eine Stadt, Markt, oder Dorf anzutreffen? Wozu auch der Zugang über die Massen beschwerlich, und alles mit Bäum, Gesträub, und Dornhecken, die von Schlangen und Ungeziefer strohnen, angefüllt ist. Nebstdem ist auch das Erdreich an sich selbst so feucht und sumpfigt, daß man in manchen Gegenden kaum 200. Schritte

auf

auf trockenem Boden gehen kann, und bald hier, bald dort durch eine Pfütze oder Moor oft bis an halben Leib im Wasser durchzogen müßt. Alles dessen, und aller Lebensgefahren ungeachtet, haben sich die Missionare gewagt, durch solche schier ungangbare Wege die Wilden aufzufinden, um sie zum heiligen Glauben und gemeinschaftlichen Leben zu bereden, fanden aber zugleich für unzthunlich, in dem innern Wald, von Hauptflüssen entfernt, Pflanzörter aufzurichten, wo sie wenige an der Zahl, die höchst noch wendige Hilfsleistung gegen einander, wie auch die Gelegenheit, ihre jährliche Bedürftigkeiten zu empfangen, nicht haben könnten. Diesem, und mehr andern Ungemachen abzuhelfen, suchten sie die Indianer aus ihren Echlupfinkeln herauszubringen, und mit ihnen nahe am Uestad der Hauptflüsse Wohnörter aufzurichten. Es haben sich auch die Indianer diesfalls nicht viel geweigert, indem sie gar bald die große Bequemlichkeiten des gemeinsamen Lebens, wie auch die ihnen noch unbekannte Gelegenheit eingeschen, ihre Nahrung auch zu Wasser zu suchen, welche in ihren Einöden zu haben nicht möglich war. Zu formlicher Einrichtung solcher neuen Pflanzörter wurde die Regierungsförderung der Indianischen Dorfschaften in Pflanzschickere zu verschiedenen Amtsverrichtungen angestellt. Den Waischlichsten unter ihnen

machte man zum Cassique, oder wie man selben in Quito nennet, Curaca, welcher als Oberhaupt allen andern zu gebiethen hatte. Nach diesem wurden eben so viel Capitanes erwählet, als verschiedene Partheyen beyjammen waren, denen oblag, die Ihrige in Ruhe zu erhalten, und für ihre Bedürfnissen zu sorgen, wie auch den Flüchtigen nachzusezen. Nebst diesen wurden 3. oder 4. Alseres als Vorsteher bey allgemeinen Arbeiten, als Kirch - Haus - oder Feldbau, bestellt; Es wurden auch eben so viele Fiscas, oder wie man selbe hier nennet, Fidenten aussersehen, welche zum Gottesdienst das Zeichnen geben, die Nachlässige berufen, und die Strafmäßige mit anbefohlnrer Strafe belegen mussten. Einem sedwedern gab man einen Stab zu tragen, dergleichen in Spanien nur obrigkeitlichen Personen zu tragen erlaubt war. Der Curaca, und die Capitanes wurden auch mit schönen und grofsen Bändern und Ablaspfenningen, die übrigen aber mit schlechten, behängt. Oft musste ich heimlich lachen, als ich diese baarfüßige Herrlichkeiten durch die Ehrenzeichen begleitet, mit gesetzten Schritten daher steigen sah, als wären sie die vornehmsten Minister Rathover am Spanischen Hofe. Sie kamen täglich in der Frühe bey dem Missionario zusammen, um sich von gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu berathschlagen, was für gemeinnützliche Geschäfte vorzunehmen, und wie

wöte selbige unter den Glythen auszutheilen? Wie Unruhen oder Raufhandel zu schlichten? Ob, und mit was Straf diese oder jene Misserthat zu züchtigen? Dieses letztere war nüelezt zum Auslösen der verwickelten Knochten. Denn alles strafen, und gat nichts strafen, war eines schädlicher, als das andre. Mit Leuten, welche vormals in den Wäldern vom Strafen nichts gewußt, und auch die abscheulichsten Lasterthaten, als Schänd und Mordthaten so viel geachtet haben, als hätten sie von philosophischen Freygeistern kürger Zeiten nebst dem Götterlichen; auch das Naturrecht zu misskennen erlernet, mußte man freilich glimpfiger umgehen, und vieles nachsehen, aber auch nicht alles ungestrafft hingehen lassen, wenn man anderst das Selbstrachsuchen verhindern, und andere vor Schaden und Verführungen hüten wollte. Die grösste Beschwerniß machte diesfalls die etwachseine Jugend, als welche in einem Pflanzort, wo unrechte beysammen wohnen, weit mehrern Gefahren und böser Gelegenheiten ausgesetzt war, als im zerstreuten Waldleben. Diesem Uebel in es ^{Städt.} was vorzubeugen, haben die Missionsatien ^{bündet für} beym Maragnon einige Schuhhäuser aufgerichtet, in welchen junge Mädchen unter Obsorge ein- oder andret Wittwe auferzogen, und hin Spinnen, Nähchen und Stricken unterrichtet wurden: zu diesen wurden auch zur Nachzeit die ledige Weibspersonen, wie

auch junge Ehemänner in Abwesenheit ihrer Männer eingesperret, um sie von allen Nachstellungen der körperlichen Fleischteufeln sicher zu stellen. Auch die wildesten Indianer erkannten, wie billig und nothwendig es sey, daß man dergleichen jugendliche Auschwefungen bezähmen müsse, als welche auch ohne der schweren Bekleidigung des Höchsten zu gedenken, dem gemeinschaftlichen Leben überaus nachtheilig und verhinderlich fallen, ja eine der Hauptursachen gewesen sind, daß sie vorhin in dem Wald nicht beysammen, sondern zerstreut gelebt, und nachmal's von einem Pflanzort in den andern mit Weib und Kindern sich flüchtig gemacht, um das Weib oder Tochter der Verführung zu entziehen.

Weis und
Manier zu
strafen.

Sie sahen also zugleich ein, daß man die meisterlosen Purse, die sonst nicht zu bändigen waren, zur Strafe ziehen, und die öffentliche Verbrechen auch öffentlich züchtigen müste. Zu diesem zeigten sich die aufgesetzte Officialen insgemein ganz bereitwillig, um auch ihre Auctorität sehen zu lassen, und führten jeden Delinquenten, bevor der Gottesdienst, oder Christenlehre anfieng, zur Kirchenthür, wo ihm der Missionarius begreiflich machte, daß er eine Straf verdient, nachdem er seine gute Ermahnungen fruchtlos gemacht, zugleich auch ihm zu verstehen gab, daß er nicht aus Zorn, oder Absche

neigung, sondern vielmehr aus Liebe durch eine väterliche Strafe von ihm eine Besserung zu expressen verlange, befahl also dann ihn geschlachter zu machen, daß er niederkriegen, und etwelche Disciplin- Streiche von dem Fiscal auszuhalten sollte. Nach vollbrachter Straf botb ihm der Missionarius seine Hand zu küssen dar, um sich gegen den Gefüstten freundlich zu erzeigen, und vor die gut gemeinte Bestrafung danken zu lassen. Solche Bestrafung ist auch niemals ohne Nutzen abgelassen, denn wenn schon der Bestrafte sich nicht gebessert, haben doch andre sich daran gespiegelt, und sich von Misserechten abschrecken lassen. Wollte Gott, man thäte in deutschen Ländern, wo leider die alte Kirchen-Strafen in Abgang gekommen, doch noch so milde, aber öffentliche Strafen vornehmen. Man würde gewiß die große Anzahl der Hurer und Ehebrecher um ein gutes verhindern, und nicht mit so vielen Aergernissen und siedlichen Geist und der unehelichen Kinder (denn der Apfel fällt selten weit vom Stammen) den Staat belästigen.

Was aber auch bey den runden Indianern die gute Zucht, und anständigen Lebenswandel zum mehrsten beförderte, war das Wort Gottes, und die Erklärung der ewigen Wahrheiten, dessen recht wundersame, und übernatürliche Kraft sich bey diesen Leu-

ten gleichsam mit Händen greifen ließ, als
Die Spra. bey derer überaus mangelhaften Sprachen
etwa der auch von vielen natürlichen Sachen kein
Wilden Wort zu finden, vielweniger von übernat
mangelhaftürlichen, die man ihnen nur durch Gleich
an Wör. niss in etwas zu verstehen geben mußte: zum
icru.

**Die Cabe.
liados können auch schier in keiner ihrer Sprach
liados können auch schier in keiner ihrer Sprach
nur mehrer als fünf Zahlen nennen. Meine Ca.
liados zählten also: 1. Tey. 2. Cuyapa.
liados zählten also: 1. Tey. 2. Cuyapa.
3. Toasumba. 4. cacbesca. 5. teybente,
liados zählten also: 1. Tey. 2. Cuyapa.
3. Toasumba. 4. cacbesca. 5. teybente,**

das ist eine Hand. Denn wenn sie eine
Zahl andeuten wollen, hohen sie allezeit eine
Hand empor, und deuten mit der andern
auf so viele Finger, wenn die Zahl größer
ist als zehn, setzen sie sich auf den Boden
nieder, strecken die Füsse in die Höhe, und
zeigen die übrige Zahl an den Zehen, ist
aber die Zahl mehr, als zwanzig, sagen sie
alsfogleich *aysumba*, gar viel, ohne Zahl.
Man mußte also auch im Beichtstuhl mit
fragen, um die Zahl der Sünden zu wissen,
behutsam seyn, damit nicht etwa ein
Scrupulant zum Beichtstuhl hinaus gehen,
sich zu Boden setzen, und Hände und Füsse
in die Höhe strecken möchte. Es giebt auch
bey ihren Sprachen viele Wörter, die ganz
verschiedene Dinge anzeigen, und nur durch
die Zusammensetzung der Wörter erkennt
werden. Z. B. *Huati* heißt bey den Cabe-
liados

**Sprache
Naturung
der Cabe.
liados.
Sprache.**

liados der Teufel, und das Messer. Wenn also der Indianer sagt: *Huati insiche*, so will er sagen: gib mir ein Messer, sagt er aber *Huati raye*, so will er sagen: Der Teufel kommt. Also auch *Buce* heißt ein Haus, und vierfüßiges Thier. Enche ein Ehemann, und ein Spinnengeweb ic. Zugleich muss man bey dergleichen Wörtern von der Rasse reden, sonst wird es der Indianer nicht verstehen. Es haben auch bey ihnen weder die Haupt- noch Zeitwörter eine Veränderung in ihrem Ausgang, nur werden ihnen folgende Geschlechts-Wörter vorgesetzt: *ye* ich, *mue* du, *impi* der, *may* wir, *misa* ihr, *imbue* sie. Also sagt man: *ye Hake*, mein Vater, *mue Hake*, dein Vater, *impi Hake*, sein Vater, *may Hake*, unser Vater ic. *ye Mamane*, meine Mutter, *mue mamane*, mein Sohn, *ye mamaca*, meine Tochter, *mue aie*, dein Bruder, *mue aio*, deine Schwester, *impi roique*, sein Freund, *impi raico*, seine Freundin. Die vielfache Zahl wird angezeigt durch nachgesetztes Beywort *Huati*, als *Pain*, ein Mann, *Pain huati* alle Männer, *Ramio*, ein Weib, *Ramio huati*, alle Weiber, *Sinn*, ein Kind, *Sinn hanti*, alle Kinder. Eben diese Geschlechtswörter werden auch den Zeitwörtern vorgesetzt, und wird nur ihr Ausgang in der gegenwärtigen, vergangenen und künftigen Zeit gedacht. Z. B. *ye caye*, *mue caye*, *impi ca-*

ye : ich rede; du redest, er redet, may enye
musa caye, imbue caye, wir, ihe, sie reden.
Ke cabue, ich habe geredet, ye cast,
ich werde reden ic. Sie haben auch viele
Composita, oder zusammen geschmolzene
Wörter. Z. E. raye heißt kommen. Saye
heißt gehen, rasaye will sagen; ich gehe um
wiederum zu kommen.

Dergleichen mar gelhafte Sprachen ver-
suchten freylich den Missionarien vieles
Kopf- und Schlaßreden, und wenn einer
auch der Sprache schon kündig war, muß-
te er doch immerdar prudieren, um in selber
den blodden Indianern Kopfen die Glaubens-
Sachen begreiflich zu machen. Er hatte al-
so nebst andern nothwendigen Vernehmungs-
gen kein einzige Zeit zu verlieren. Gleich bei-
anbrechendem Tage, welches dort, wo das
ganze Jahr hindurch 12. Stund der Tag,
und 12. Stund die Nacht dauret, um 6. Uhr
geschah, wurde die Christenlehre gehalten,
zu welcher die Kinder täglich, die erwachse-
ne Leute aber wochentlich dreymal, als Soñ-
tag, Mittwoch, und Freitag erschienen.
Ansangs mußten sie dem Missionario nach-
sprechen den Glauben, das heilige Vater un-
ser, den Englischen Gruß, die 10. Gebotthe
Gottes, die 7. heilige Sacramente, und Ge-
bothe der Kirche. Darnach folgten die Haupt-
fragen von dem heiligen Glauben, die alle
mit lauter Stimme beantworteten, zuletzt
wurden

Lagerd-
nung der
Missiona-
rii.

wurden bald diese, bald jene befragt, so dann die heilige Messe gelesen. Am Sonne und Feiertagen fieng der Gottesdienst etwas später an, und wurde auch eine Sittenpredigt gehalten. Sobald der Missionari von der Kirche nach Haus kam, veranstaltete er mit den Vorstehern die gemeinschaftliche Verrichtungen, und gab denjenigen Bescheid, die etwas verlangten, nachmals begab er sich zu den Kranken, und mußte öfters hin und her gehen, um ihnen einige Hausmittel beizubringen. Es blieb ihm also kaum Zeit übrig zum Brevierbethen. Nachmittag gab es eben so viel zu thun ab, theils mit besonderm Unterricht der Erwachsenen, welche die heilige Taufe verlangten, oder das erstmal zur heiligen Beicht und Communion gehen wollten, theils mit Kindertaufen, Kinderlehr halten, Kranke verschen, oder Verstorbene zur Erde bestättigen. Alle Samstag wurde in der Kirche vor dem Ave Maria läuten der heilige Rosenkranz gebetet, und nach selbem die Lauretanische Litaney sammt dem Salve Regina von allen gesungen. In der heiligen Charrwoche wurden die Kirchengebräuche, so viel möglich, beobachtet, und die Geheimnisse des hukern Leidens und Sterbens des göttlichen Erlösers vorgetragen. Am Charrwochtfreytag wurde auch Abends eine Procezion angestelllet, bey welcher die Mannspersonen Kreuzblöcke zogen, die Weibsbilder aber die Bissdnis des Getreuzigten mit Betzen begleitet.

Kronleich-
nams Um-
gang.

Provi-
sions Tän-
zer.

teten. Am heiligen Fronleichnamstag wurde die Kirche mit allerhand Früchten, und wilden Gewächs von den schönsten Farben, dergleichen in Europa nicht zu sehen, ausgesäitet, wie auch der ganze Platz ringsherum mit Bügen von Palmzweigen umgeben, durch welche das höchste Gut getragen wurde, und weil es bey den Spannieren gebräuchlich ist, daß sich vor dem höchsten Gut schon aufgezückte Tänzer, nach dem Beispiel des Königs David, der vor der Arche getanzt, einfinden, so hat man diesen Brauch auch in Amerique eingeführet. In den Städten erscheinen solche Tänzer, besonders der König David mit vielem Geschmuck, und prächtigen Aufzug. In der Mission, wo man von Gold, Silber und Edelsteinen nichts weißt, waren dergleichen kostbarkeiten nicht nothwendig. Ein hölzerner Scepter und Krone von Pappependeckel mit gefärbten Papier und Rauschgold überzogen nebst schönen Bändern thasten die nämliche Wirkung, und tanzte der Indianische König David mit solcher Majestät unter den acht Tänzern herum, als wäre er wirklich ein Thronfolger des Davids. Zu frischerer Munterkeit umhieng ich ihre Füsse mit allerhand Koll- und Schusterwerk, dieses gefiel ihnen so wohl, daß sie hernach den ganzen Tag vor den Häusern herum hupften, und dabey schier das Essen vergaßen. Was wurde erst geschehen seyn, wenn sie deutsche Musicanten darzu gehabt hätten.

Es

Es sind die Indianer insgesamt über- aus große Liebhaber der Musik, und kann man in Städten und Dörfern der jahmen Indianern schier täglich eine Kirchen-Musik hören, da zween, oder drey Geiger, und eben so viele Harpfenschläger unten in der Kirche auf einer Bank sitzen, und allerley lustige Stückchen mit solchem Geräusche herunter raspieln, daß man davon das Gehör verlieren möchte. Sie besitzen auch die Kunst, eben so gute Geigen und Harpfen zu machen, als in Europa zu finden, denn zu mechanischen Sachen sind die Americaner weit behender, als die Europäer, man darf ihnen nur eine kleine Anleitung geben, und ein Muster vorlegen, so werden sie es vollkommen nachmachen. Also hat ein Indianer in Quito ein römisches Kunst-Gemälde so künstlich gemacht, daß man die Copeys vom Original kaum unterscheiden können. Sogar auch die wilde Indianer besitzen eine Music der Gattung der Musik, welche ihnen die Natur gelehret. Nur zu reden von meinen Ca- belados, diese machen sich nebst andern ein kleines Blas-Instrument von Moosrohren, deren sie zwölf, eines länger, als das andere gleich einer Orgel fest aneinander binden. Wenn nun ein Freudenfest einfällt,rottiret sich eine ganze Bande junger Purische um den Platz und Häusern herum, jeder hält mit der Hand obiges Instrument am Mund, und mit der andern schlägt er auf die

Sind auch
Geigen-
und Harp-
senmacher.

die kleine Trommel, die ihm an der Brust hängt. Mit diesen marschieren sie gleichweis, trommeln und pfeifen so harmonisch zusammen, daß man es in Europa für den artigsten Zapfenstreich halten würde.

§. 10.

Bon der Wohnung, Speis und Trank der wilden Indianern.

Gilligst muß man den vriendlich vorsichtigen Schöpfer der Natur loben, und bewundern, welcher seinen Geschöpfen überall das Nothwendige zu threm Unterhalt verschaffet hat, und zwar nach Art der verschiednen Erdkreise, in welche er selbe zu pflanzen beliebet. Da nun die wilden Indianer den Hizigsten aus allen zu bemohnen haben, würden ihnen Häuser von Kalk und Stein vielmehr beßrwerlich, als bequem fallen; ja sie würden in solchen bey Tagszeit vor unmäßiger Hitze verschmachten, und nicht verbleiben können. Es hat Ihnen also Gott solche Mittel, und Baugeräthe an Händen gegeben, mit denen sie ohne Stein und Kalk, ohne Brett und Nagel für ihre Elegeschickliche Häuser aufführen können, um sich vor Wind, Regen, und wilden Thieren zu schützen. Der ganze nothwendige Werkzeug besteht pur in einer Hacke, womit sie die Bäume umhauen, und die gehörige Erde und

Houage,
bäu ohne
Stein,
Brett und
Nagel.

und Pfeiler zum Haus- Gebäude aus selben
verfertigen. : sie haben aber die große Guts- Steinhae-
that der eisernen Haken den Missionarien zu der Wil-
danken, indem sie vor derer Ankunft nur den.
armelige Hackfiguren aus Steinen zu er-
zwingen gehoerig waren, mit denen sie
nur geringe Bäume, oder vielmehr Stens-
gel, und dieß in Zeit von vielen Tagen um-
hauen konnten. Nebstdem kostete ihnen sol-
che Steinhaeke zu gestalten eben so viel, und
langwierige Mühe, als das Hausbauen
selbst, indem sie einen Stein an dem andern
so lang, und stark fegen und weken mußten,
bis er endlich zu etwas wurde, das einer Has-
cke gleich sehen sollte. Es konnten auch die
Missionarien mit nichts anders die Wilde
aus ihren Schlupfwinkel leichter heraus lo-
cken, als wenn sie ihnen eine Hacke von
Eisen zu sehen gaben, mit der man in Zeit
von wenig Stunden den größten Baum um-
zuhauen vermochte, den das Piken mit der
Steinhaeke in vielen Jahren nicht zu Boden
bringen würde: zugleich machten sie ihnen
das Versprechen, solche Eisenhaeke zukommen
zu lassen, wenn sie sich in einem Pflanz- Ort
zu wohnen bequemten, wie es auch viele zu
meiner Zeit gethan, und mir ihre Steinhas-
cken eingeliefert haben. Es waren selde von Figur den
grünen Stein kaum eine halbe Spanne Steinha-
lang, und kaum über drey Finger breit, da-
ran der Stiel mit starken Faden, Harz
und Pech festgemacht war. Mit solchem
Schatz

Eiserne
Haken
halten die
Wilde für
den groß-
en Schak.
Große und
Festhalt der
Wilden
Häuser.

Schatten einer Hacke kann man sich leicht einbilden, wie lang es hergieng, und was große Mühe es koste; auch nur einen kleinen Ast vom Baum herabzupicken, den man mit einer eisernen auf einen Hieb herunter fallen kann; diese hielten auch die Indianer für den größten Schak; besonders nachdem ihnen die Missionarier die Anleitung gegeben; wie sie mit selber große und regelmäßige Häuser anstatt der niedrigen Hütten aufbauen konnten. Einige solcher Häuser waren in den Pflanzötern so groß, daß auch vier bis sechs Familien in einem genug saßen. Das ganze Raum zu wohnen hatten. Diese große Häuser werden nach Art der Scheuern in Deutschland erbauet: der mittlere Theil wird freygelassen, und ist gleich einem Boden zum Geträubreschen, in welchem die Indianer bey Tagszeiten ihre Arbeiten verrichten, und zu gewissen Zeiten ihre Zusammenkünsten; und Tänze anstellen. Zu beyden Seiten sind Rämer, oder Behältnisse, wo sie köchen, schlafen, und ihr geringes Hausgeräthe aufzuhalten. Das ganze Gebäu ruhet auf vier, oder sechs in die Erde gepflanzten Pfosten, worauf die Zwerchbäume liegen den Dachstuhl zu tragen. Das Dach reicht schier bis zur Erde herab; und wird zusammengefügert mit dicken und dünnen Stängeln; auf welche geflochtene Baum-Blätter gebunden werden; diese Blätter wissen die Indianer so, künstlich und ordentlich in einander zu flech-

Blätter.
Dach.

fechten, daß kein Tropfen Regentwasser
 durchdringen, noch ein Wind selbe zerstreuen
 kann, und dauret solches Blätter-Dach
 weit länger) als die Stroh-Dächer in
 Deutschland. Dieses alles zusammen fest
 zu machen, brauchen sie nichts anders, als
 Baumfaden Damsli genannt, welcher in
 großer Menge zu fünfzig, und noch mehrere
 Ellen lang auf den Bäumen wächst: so
 lang er frisch bleibt, läßt er sich halbieren
 oder entzweyen, und man kann mit seiben
 alles so fest binden, als wenn es mit Elsen
 zusammengehäftet wäre. Anstatt der Bretter Seiten-
 ter für die Seitenwände nimmt man große ^{wände der}
 Moosföhre Tarapotes genannt, derer es ^{Häuser}
 zweyerley glebt, grüne und graulichte: die ^{aus Moos-}
 grüne sind bey zwanzig Schuh hoch, und
 sind leicht, die graue sind kürzer, aber weit
 schwerer; beyde lassen sich spalten, und als
 so platt machen, daß sie bis zwei Spannen
 breit gemacht für Seitenwände gar wohl
 taugen, ja sie schicken sich für dortige Häus-
 ser in einem so hizigen Erdreich weit besser,
 als die Bretter, denn weil die Tarapotes
 ausgedehnter voll der Kluften sind, lassen
 sie auch den Lust durchstreichen.

Eben mit diesem Baugezeng haben wir Das Kir-
 Missionarien auch die Kirchen und unsre ^{Wengbau-}
 Häuser, nach Europäischer Art hergestellet.
 Die Kirche zu Capocur fasste drey bis vier
 hundert Personen, und hatte nebst dem Chor,
 und

Missiona-
ri. Haus.

und Kuppel einen drey Staffel erhöhten Choraltar, hinter welchem die Sacrisien anlag. Das Missionarienhaus stand auf Pfeilern Mannshöhe vom feuchten Boden erhoben, darin zir en Zinimer, Küche, Speiskammer mit schliessenden Thüren, waren, wie auch ein offener Gang frischen Lust zu schöpfen: Es dauret solches Haus viele Jahr lang, nur muß man das Dach alle zwey Jahr mit frischen Blättern decken lassen, als in weicher Zeit es das Ungeziefer durchfrist; In den Häusern der Indianer kann dieses nicht so bald einnisten, in welchen der Rauch des bey Tag, und Nacht brinnenden Feuers das Ungeziefer vertreibt.

Gleichwie die Wohnung, also sind auch Spets und Frank der wilden Indianer von denen in Europa ganz unterschieden: sie haben nichts von Getraid als Türkentorn, wie auch kein einziges Schlacht- oder Hornvieh, keine Küh, Schaf, Güns, Schwein, Hennen &c. vielweniger eine Gattung von Europäischem Erdgewächs der Gärten, und Baumfrüchten. Sie leiden aber dessentwegen keinen einzigen Abgang an Lebensmitteln, ja es verschaffet ihnen das hizige Erdreich weit grössern Ueberflüß, als uns Europäeren Platano ist das kalte, und mäßige. Ihr tägliches Brod eine der sind die Platanos, und Jucas. Der Platanostamm hat die Figur einer grossen Weinsen Frucht, iraube mit dem Unterschied, daß ihr weisse

Frucht

Frucht mit grüner Schelsa überzogen; und ein gute Spann lang ist: Ein einziger Stamm trägt 60. bis 70. Platands, an denen einer die ganze Woche genug zu essen hat; Es lässt sich auch aus selben der beste Brandwein brennen; und eben so guter Essig machen. Der Juck- und noch niedlicher sind die Frenz-Wurzen; Wurzen deren die grössere über drey und 4. Pfund giebts schwer; und den schwarzen Rettichen voll zweytes kommen gleich sehen. Es giebt aber derselb Gattung: Eis gen. Sie sind Dulces, oder von guter Art, andre aber Bravas; und von besser Eigenschaft. Die Dulces geschält und gebraten haben den Geschmack von Kästen, man kann sie eigen auch gesottner genießet. Nicht also die Bravas, als welche bitter, und einen schädli Jucks chen Gaft in sich enthalten, diese denn auch bravas brauchbar zu machen reiben, und zermahlen selbe die Weiber auf einem hölzernen Kiebes sen, und pressen den Gaft heraus; Wer immer solchen roh, und salt trinkt Mensch; oder Bierh, der mit zerbersten: Wenn man ihn aber sieden lässt, und warm trinkt, ist er gesund, und dient zu einer guten Suppen-Brühe. Nach ausgedrücktem Gaft häufet die Weiber die zerribene, Jutes über einander, und lassens 24. Stund lang fermentieren, alsdann breiten sie selbe auf ein rüthiges krüenes Teller, setzens über das Feuer, und schmelzens zusammen, bis ein runde, weisse, und halb finger dicke Rüche daraus wird.

G

diese

Eigentl.
ches Brod
in hizigen
Ländern.

diese ist das eigentliche Brod in allen hizigen Ländern, und hat nach Unterschied der Sprachen verschiedene Nâmen: die Cabellados nennen es Meyo. Besonders thut es gute Dienst auf langen Reisen, denn es wird hart, und lâsst sich sehr lange Zeit aufbehalten, es tauget auch den Missionarien gar wohl für Suppenschmitteln. Das Seltsamste ist, daß sich diese Kuchen auch in einem, und zwar der stärksten Getränk verwandeln lassen auf folgende Weis: Es werden Meyokuchen, da sie noch warm sind, übereinander gehäufet, und mit Platanosblättern wohl zugedeckt, unter diesen lâsst man sie etwâliche Tage liegen bis sie grau gerordnet: alsdann werden sie in großen Hâfen mit warm Wasser flüssig gemacht. In kurzer Zeit fängt alles gleich einem Most zu girren an, bis endlich nach etwâlichen Tagen ein schneeweisses, und so starkes Trank daraus wird, daß es gleich dem stärksten Wein berauschet. Nebst diesem wissen die Indianerinnen schier aus jeder Frucht Getränk, oder Most zu machen, deren einige angenehm, andre auch für Ausländer widerwärtig sind. Zum artigsten machen sie den Most von süßen Jucas: Nachdem sie diese von Schelsen gereiniget, und gesotten haben, stellen sie ein großes Geschirr in Mitte des Hauses, und setzen sich um selbes Junge, und Alte im Kreise herum, alsdann nimmt jedwedere eine Portion der gesottenen Jucas zu sich, und sahret

Das Juca-
Brod im
Getränk
verwan-
det.

Ein süßi-
ges Ge-
tränk vom
süßen Ju-
cas.

fahret damit dem Maul zu, zerbeisset, und kauet selbe so lang bis sie es wohl zermahlt vom Mund dem Geschürr übergiebt. Mit dieser so sättigen Maularbeit bringen sie öfters den ganzen Tag, und bisweilen auch mehrere zu um desto grössern Vorrath eines so delicaten Getränktes in Bereitschaft zu haben: Nachdem alle ihre Speisen vollbracht, gießen sie Wasser daran, rührers mit Händen wohl um, und mit diesen hat das saubre Getränk seine Vollkommenheit erreicht. Der erste, den sie mit diesem Extratrunk beehren, ist insgesmein der Missionarius, dem sie es in einem schönen Trinkgeschürr Giltsche, oder Tuttuma genannt ins Haus tragen in Hoffnung eines guten Präsents. Er muss auch geschiert auf das mindest vergleichen thun, als wenn er es verkostete, sonst gehen sie mit größtem Verschmack, und Unwillen davon. Als ich einmal sie befragte, warum sie nicht anstatt des wüsten Käuen die süße Juca also zerreißen als wie die bittere? gaben sie mir zur Antwort: Es würde sodann das Getränk den guten Geschmack nicht haben, den es vom Mundsaft bestimmt.

Neben den Jucas, und Platatos gebrauchen sie auch sowohl zur Speis, als Trank das sogenannte Türkentortu, welches auf Spanisch Mays, und bey den Cabellados Bea heißt, dies bauen sie an zu was lotus. Beschaf
senheit des
dortigen
Türken

immer für einer Jahrszeit es ihnen beliebet, und können täglich das ganze Jahr hindurch zugleich junges, und altes haben ohne anders zu thun, als daß sie auf dem Feld in die Erde Fingertiefe Löcher bohren, und in jedem zween, oder drey Beeren hinein legen. In Zeit von drey Monat wird es schon zeitig, und wachset weit größer, als anderswo in sechs Monaten. Sie hätten also am Türkenkorn einen Ueberflüß, wenn sie nicht

Die Affen insgemein den halben Theil den Schelme und Dieben überlassen müßten nämlich den Affen als überaus großen Liebhabern des Türkenkorns.

Es hält sich dieses arglistige Raubergesind meistentheils auf den Bäumen auf, und springt Schaarenweise von einem Baum zum andern die Nahrung zu suchen, dabei schleppen auch die Mütter ihre Jungs auf dem Rücken mit ohne einzige Gefahr selbe zu verlieren; denn kaum als ein Junges vom Mutterleib gekommen, springt es ihr auf den Rücken, und hebt sich am selben mit Hand, und Füßen so fest an, als wenn

Die Affen es angeleimt wäre, und würde sich eher um ihres Jungen bringen, als mit Gewalt hinwegnehmen lassen. Den Vortrapp dieser Diebsbande

machen insgemein die Monos gotos oder die fröhliche Affen, welche in aller Frühe gesäum das Zeichen zum Aufbruch geben mit einem so erbärmlichen Geschrey, daß man's über eine Stund weit hören kann. Nun sehe man ihre wundersame Arglistigkeit im

Steh-

Stehlen, sobald sie auf ihrem Marsche ein
 Feld vom Türkencorn erblicken, bleiben als-
 se recht still, und spähen genau herum, ob
 nicht jemand da sei, ist ewiger zugegen lau-
 fen alle flugs dem Wald zu, läßt sich aber
 niemand sehen, so bleibt einer gleichsam als
 Schildwacht auf dem Baum, alle fibrige
 schleichen ohne mindestes Geräusch ins Feld
 hinunter, und machen sich eilends über das
 Türkencorn; Ein jeder zwacket bis fünf Kol-
 ben, eine nimmt es ins Maul, zwei stecket
 er zwischen die Achseln, zwei fasset er in Hän-
 den, macht sich hurtig auf die Füsse, und
 hüpfet dem Wald zu. Falls nun unvermu-
 theit ein Indianer darzu kommt, schreyet als Bisweilen-
 sogleich aus vollem Halse die Affenschild- müssen sie
 wacht auf dem Baum, darob aber die Korns das Steh-
 dieb also erschrecken, daß sie auf einmal allen
 Weis verlieren, und die meiste ihren Dieb-
 stahl mit dem Leben bezahlen müssen: denn
 weil sie aufrecht nicht so geschwind wie der
 Indianer laufen, auch nicht auf die Baum
 sammt den Kornkolben klettern können, fal-
 len sie selbem in die Hand, und wollen sich
 lieber tod schlagen lassen, als etwas von der
 Beute von sich geben. Auf solche Weis wird
 dem Indianer der erlittene Schaden dop-
 pelt erseket, denn neben dem gestohlenen
 Korn bekommt er auch vieles Affenfleisch,
 welches den Indianern besonders angenehm,
 und gewißlich eines der gesundesten ist, wie

Arallif der
 Affen im
 Stehlen.
 müssen sie
 das Steh-
 len mit
 dem Leben
 bezahlen.

Das ist es mir selbst allezeit wohl gedlehen hat, da
fleischlich ich schier täglich ein Affenfleisch geessen,
nährhaft,
und ge-
nuss.

Ber-
schie-
dene Art-
wagen der
Affen.

Leichtes
Manier
Affen zu
fangen.

Es nähren sich die Affen pur von gesun-
den Früchten, und so man im Wald wüs-
sen will, ob diese, oder jene Frucht nützlich
oder schädlich seyn, darf man nur acht ha-
ben, ob sich die Affen darbei aufhalten,
welche gewiß keine schädliche anrühren, die-
se sind auch weit unterschieden von den dürr-
und magern Affen, welche die Aerzt in
Deutschland auf den Märkten mit sich he-
rumführen: denn jene, die man dort ist,
sind fuchsfarbig so fett, und stark, daß ein
einiger dreißig bis vierzig Pfund schwer,
und erklecklich ist eine ganze Haushaltung
für einen ganzen Tag zu ersättigen. Der
klein und magern Affen bedienen sich die
Indianer vielmehr zum Zeitvertreiben, als
zum essen, derer giebt es verschiedene Art-
tungen; einige sind artig, und überaus schön
gezeichnet mit grau, gelb, und grünlichsten
Farben, andere aber haben das Aussehen,
als wären sie der lebendige Satan, denn
sie sind kohlschwarz, dürr, und sehen mit
ihrem Geißbart, und traurigen Miene alle-
zeit ganz finster darein ohne jemals mit sich
scherzen zu lassen. Wiederum andre sind
so klein wie die Razen, aber zugleich so zart,
daß man selten lange Zeit im Haus beim
Leben erhalten kann. Die leichteste Manier
einen Affen lebendig zu fangen ist diese: Man
füllt,

füllt mit geröstetem Türkentorn einen Topf, oder andres Geschürr, dessen Öffnung nur so groß seyn muß, daß der Aff mit der Hand hineinfahren kann, und setzt es am Ort, wo selber sich einfindet, sobald er das Geschürr erblicket, läuft er von seinem angebohrnen Fürris eilends hinzu, und forschet mit Augen, was darinnen sey; Raum riechet er das Türkentorn, langt er mit der Hand hinein, und füllt sie so voll an, daß er sie aus dem engen Loch nicht mehr herausziehen kann, er schreit, und bleckt die Zähn, aber die Kerne läßt er nicht aus, und giebt also Gelegenheit, daß man ihn gar leicht bindet, und gefangen nimmt.

Diese Art Affen zu fangen mag vielleicht manchem Leser wundersam vorkommen, aber noch weit seltsamer, und bewunderungswürdig ist die Art, mit welcher die Indianer nicht nur die Affen, sondern auch andre Thiere, und Vögel ums Leben bringen, wodurch sie oftmals sich und den Ihrigen eine recht stattliche Mahlzeit verschaffen. Mein! Wer sollte sich auch nur träumen lassen, ^{Art Vogel zu schießen obne singes Ges. rausch.} daß man ohne Flinten, Pulver, und Blei, auch ohne Pfeil Affen und Vögel von höchsten Bäumen herunter schießen könnte? und doch thun es die Indianer mit leichter Mühe, und was noch mehr ist, ohne mindestes Geräusch also zwar, daß, wenn sie einen Vogel, oder Affen herunter peilen, alle fibris

Pucuna,
ein Vogel-
rohr.

Curare ein-
Gift von
sonderba-
rer Eigen-
schafft.

ge darauf siken bleiben, bis alle nach einander tod zu Boden gestürzet werden. Das ganze Geschloß besteht pur in einem einfältigen Blas- oder Vogelrohr *Pucuna* genannt, und einem Spärm langen spitzig gemacht Hölzel *Birote* mit Namen, um dessen Mitte ein Kügelein von Lamm, und Baumwoll fest gemacht, der Spitz aber mit dem Gift *Curare* bestrichen wird. Dieses Gift hat eine so außerordentlich tödtliche Eigenschaft, daß der Aff, bey dem das præter Eigen geblasene *Birote* kaum seine Haut durchgedrungen, und ein Eropstein Blut berührt hat, in Zeit von zwei Minuten tod vom Baum herunter fällt; Even dies geschieht bey andern Thieren, Vögeln, und auch Menschen. Sonderbar ist, daß dieses Gift in einer Speis, oder sonst genossen am Leben nicht schadet, vielweniger ist schädlich das Fleisch der von diesem Gift umgebrachten Thieren: Ich selbst habe vielmals beym Tisch den giftigen *Biroten-Spitz* herausgezogen, und den gebratenen Vogel, oder Affen ohne mindesten Schaden fortgeessen.

Wie man
das Gift
Curare zu
bereitet

Das Arcanum von diesem seltsamen Blutgift besitzet nur ein, und andre Nation der Wilden bey dem Flüsse Orinoco, nämlich die Caveres und Tapakosos, welche auch ihre Missionarien entdecket haben, wie selbes aus den Wurzen *Curare* zubereitet wird. Es wachsen die giftige Wurzeln *Curare* in dem Abgrunde der faul- und stink-

zenden Pfügen, in welchen sie die Indianer zu gewissen Zeiten zusammen suchen, und mit sich nacher Haus tragen, allda werden sie vom Unrat rein gesaubert, und wohl zerquetscht in einen großen Hafen geworfen, und bey einem mittelmäßigen Feuer gejottet. Zu dieser mit großer Lebensgefahr verknüpften Kocherey müssen gleichwohl die ältesten Weiber herhalten, welche ohne dem als unbrauchbar sich selbststen, und andern zur Weider Last fallen, und froh seyn sollten ihres unverfehligen Nutzen Lebens mit Verdienst, und andern das Cur-re-Gifte mit Lebensge-
 zum Nutzen los zu werden. Nachdem nun das gesottene Wasser vom Feuer gesetzt und hau geworden, fährt die Alte mit der Hand hinein, führt alles wohl um, und drückt die Wurzen so lang aus, bis das Wasser die braune Farb derselben bekommt. Nach abermal gesottem Wasser, und wiederholter Auspressung wirft die Alte die Wurzen hinweg, und setzt den Hafen das drittemal zum Feuer: dieser letzte Sud kostet leider der sieben alten Mutter insgemein das Leben, denn wenn ihr gähnlig der aufsteigende Dampf zum Leib kommt, so fällt sie Knall und Fall tod zu Boden. Es steht aber schon ein andre in Bereitschaft dessen Stelle zu vertreten, und wenn diese hin ist, muß auch die dritte ohne Widerrede herbeikommen. Wenn endlich die braune Giftpuppe anfängt dic zu werden, und der dritte Theil eingesetzten ist, schreit die Alte hell auf Reochi!

Unschätzbare
Prob des
Curare-
Gifts.

Das Cu-
rare-Gift
lässt sich
viele Jahr
ausbehal-
ten.

Jetzt ist's recht ! alsogleich machen sich die Indianer hinzu mit dem Gift die erste Prob vorzunehmen : Nun sehe man, wie nett, und artig sie diese machen ? Es nimmt der Cassique ein langes Stäblein in die Hand, und tünket dessen Spitz in den gesotzenen Curare : zu gleicher Zeit macht sich ein muntrer Pirsch eine kleine Wunde in seine Hand, oder Fuß. Sobald ein Tropfen Blut hervor bricht, hebt der Cassique den giftigen Spitz hinzu aber so, daß er das Blut nicht im mindesten berührt : Wenn sich das Blut augenblicklich zurück ziehet, ist das Gift vollkommen fertig : bleibt aber das Blut stehen ohne zurück zu gehen, alsdann fehlet dem Gift noch ein und anderer Grad, und muß nochmals zum Feuer : Fließt das Blut heraus, wie es sonst zu fließen pflegt, so muß die alte Erbpfni das Gift aufs neue Kochen, und sich noch dazu scharf aussöhnen lassen. Wenn endlich das Gift seinen probmäßigen Stand erreicht hat, wird es in viele hundert kleinen Zegeln eingetheilt, und läßt sich weit, und breit verhandelt. In diesem irren, denen Zöpflein läßt sich das Gift viele Jahr lang aufbehalten, wenn es auch eintrockenet, und hart wird, bleibt ihm doch die vollständige Kraft. Man darf's auch unbedeckt lassen, ja was noch mehr ist, wenn die Indianer ihre Pfelli, oder Birote nur mit so wenigem Gift, daß nicht ein Drachma ausmachet, bestreichen, und selbe in ihren Körfern

Thern lange Zeit stecken lassen, verlieret das Gift nicht im mindesten seine Stärke, nur thun sie den vergisten Spiz bevor sie den Pfeil abschießen, mit der Zung benetzen um selbes zu erweichen, und desto kräftiger zu machen. Ich selbst habe vieles Curare-Gift in Händen gehabt, und darben noch dieses beobachtet, daß, wenn ich selbes aus Was ich den kleinen Tegeln in einen großen Topf ^{Curarebo} ~~selbst~~ ^{zuvader} ~~be~~ zusammen geschüttete, hat es in kurzer Zeit so zu girren, und zu schaumen angefangen, daß obachter es im Topf, der doch nur halb voll war, überstieß, und erst nach vielen Tagen wiederum nieder sank. Wider dieses Gift weicht man auch kein anders Rettungsmittel, als daß demjenigen (wie ich gehört) am Leben nicht schade, der Salz in dem Mund hält, da er vom giftigen Pfeil getroffen wird. Mit diesem Gift schießen die Indianer auf obbeschriebene Weise die Affen, und Vogel mit solcher Behendigkeit, daß sie auf 30. und 40. Schritt auch den kleinsten Vogel nicht leicht verfehlten. Der essbaren Vogeln giebt es in jenen so weitschichtigen Wäldern schier alle häusiges Gattungen sowohl Europäische, als India-^{Gefügel.} nische: nebst Auerhahnen, Schnepfen, Wild-^{Enten,} Wildtauben, Rebhüner giebt es *Pabas*, *Pyuries*, *Peuchies*, *Tompeteos* etc. die eben so groß als die Auerhanen, aber weit schmackhafter sind. Die Papageyen ist man nur in höchster Noth, denn ihr Fleisch ist sehr hart, und zäh.

Das

Das Erd- Das zart, und niedlichste aus allen ist
wutsche thier Olo-das Fleisch des Olomutsche, dieses Thier
hat das hat seinen Aufenthalt unter der Erde, zu
zarteste welchein es sich dies und jenseits den Zugang
Fleisch. durchschaffret, und dadurch den Indianerit
 zum Fang Gelegenheit giebt: denn wenn diese
 se irgendwo ein ausgeworfene Erde antreffen,
 forschen sie dem andern Erdloch nach, das
 einte Loch belegen sie mit dem Lax, und das
 andre verschoppen sie mit durrem Gestreß,
 zünden es an, und treiben den Rauch hinein,
 diesem auszufliehen schließt das Olomut-
 sche zum andern Loch hinaus, und bleibt
 am Laxe hängen. Der Figur, und Farb
 nach sieht es den Dachsen gleich, hat ganz
 kurze Läuf, und sehr breiten Rücken mit
 weis und schwarzen Flecken: die meiste sind
 20. bis 30. Pfund schwer, und ist ihr Fleisch
 so mild, weis, und zart als des besten Span-
 fackels in Deutschland.

Wld.
schwein,
jagd giebt
 es viele.

Schwein:
jagd der
 Indianer.

Die Wildschwein sind dort alle von mittelmaßiger Größe und laufen Scharenweise 40. und 50. mit einander, sie schwimmen auch über die Flüsse von einem Wald zum andern ihre Nahrung zu suchen, wozu die Indianer Gelegenheit finden lustige Schweinjagden zu Wasser anzustellen, denn da die Wildschwein im Durchschwimmen begriffen, fahren ihnen selbe auf Canoas nach, und stechen mit Lanzen ein Wildschwein nach dem andern tod, ohne daß eins

einige zu entwischen vermagten. Welch furchtliche Schweinjagd für arme Indianer?

Mit eben den Lanzen, welche zwar nur vom wilden Holz, aber eben so fest, und stark sind, als wären sie von Eisen, tödten die Cabellados auch die sogenannte *Bestia grande*, oder *Danta*. Es hat dieses Thier Bestia die Figur, und Größe eines mittelmäßigen grande, Kindviehs, sein Fleisch aber den völligen oder Danta Geschmack vom Kindfleisch. Anstatt der Hörner hat es zwey so starke Gebeine, daß es daß dicke Gestreif in dem Wald durchreißet. Der Danta pflegt der Eiiger stark nachzustellen, und ihr auf den Rücken zu springen: Wenn dies auf offenem Feld geschieht, den Eiiger ist die arme Danta hin, und wird vom und Danta Eiger zerrissen, geschieht es aber zwischen Streit Gestreif, und Holzwerk, so laufet das Danta-Thier mit solchem Gewalt hindurch, daß es den Eiiger entweder zerfetzt, oder herunter schmeißt.

Noch seltsamer ist das Thier auf Indisch Schuscha, auf spanisch Armadillo genannt von niedrig und mittelmäßiger Größe, dessen ganzer Leib mit einem schneeweichen Harnisch bedeckt ist, der gleich dem Harnisch der alten Krieger seine Absatz, und Glieder hat, und vom Thier bald zusammen gezogen, bald ausgedähnet wird sich sowohl von Lanzen, und Pfeilen, als auch von

von Tiegerklauen sicher zu stellen. Wenn ihm aber jemand zu nahe an Leib kommt, und es mit Händen fangen will, schließt es eilends in sein Erdloch hinein, und hält sich darin mit dem Harnisch so fest an, daß man's unmöglich heraus ziehen kann: aber die Indianer wissen auch dieser Hacke einen Stiel zu finden, sie kugeln nur den Schuscha mit einem Stäbel zwischen den Harnisch; dieses macht, daß er selben allzogleich einschränkt, und sich gar leicht heraus ziehen läßt, sein Fleisch ist zwar mild, und zart, hat aber widerwärtigen Geruch.

Das artigste Thierchen aus allen ist gesetzlich der Mapurito der mit weiß und ein artiger schwarzen Flecken schön gezeichnet ein überaus hübsches Polsterhündel vorstelleth, und sich mit seinem haarigen Schwanz auf das Fuchsschwanz trefflich verstehtet, denn wenn er einen Menschen, Tieger, oder anders Thier erblicket, springt er hin, und her sich stellend, als wolle er selbe zu sich locken: alsbald er vermerket, daß man ihm zu nahe kommt, fluchtet er sich um, und läßt einen so pestilenzischen Wind von sich gehen, daß der annahende Mensch, oder Thier in Ohnmacht zu Boden sinket ohne sich durch geraume Zeit erholen zu können, unterdessen der schändliche Windmacher Zeit genug hat, sich aus dem Staub zu machen. Aber dieses scheußliche Windmachen gehet dem Mapurito nicht für

für alle Zeit an, denn früh, oder spät kommt ^{Wie ihm} die Indianer über ihm, der sich aufs Blasen noch besser verstehet, da er ihm von Ferne ein giftiges Birote auf den Pelz zublasst, ^{die Indianer das Windmauen verleid} und den armen Mapurito in so tödtliche Ohn- den.

macht dahin stürzet, daß er sich von selber nicht mehr erholen kann, und sich gleichwohl seinem Todter zur guten Beut überlassen muß. denn die Indianer wissen sowohl sein Fleisch, und noch vielmehr seine Haut zu benutzen, diese verhandeln sie in sehr hohem Preis als eine liberaus zarte, und seltsame Waar, das Fleisch aber zu genießen eröffnen sie den Mapurito mit größter Behutsamkeit, ziehen das Ingeweid heraus ohne mindeste Verletzung, und werfens hinweg.

Es haben auch die Indianer keinen Mangel an extra Speis und Schleckerbisselein, mit denen sich auch die Missionarien zu Zeiten regalieren, diese sind die Holzwürmer, und Amaisen: die Holzwürmer, welche in Mitte der niedergefallenen und faulenden Füchsbäumen wachsen, sind einen guten Daumen ^{Die Holzwürm, und} Amaisen breit, schier einen Finger lang, und geröstet ^{indische Schleckerbissel.} sind immer ein delikater Eherbutter seyn kann. Eben so tsedlich sind auch dort die gemeine Amaisen, welche so groß, daß eine den schwersten Kern von Türkentorn ganz leicht davon trägt. Diese aber werden das Jahr nur einmal eingeschraucht. Nachdem die dortige Sammerszeit,

oder

oder sechs monatliche trockne Witterung zu Ende gehet, und die eben so lang daurende Regenzeit herbeirücket, werden die Amais sen noch so groß, und wachsen ihnen zugleich Flügel, mit denen sie sich auf einmal in ungeheurer Menge Schwarmweis in die Höhe schwingen: aber der Flug dauret nicht lang, denn die Flügel sind zu schwach, und der Leib zu schwer, es fallen also die unglückselige Luststreicher wiederum zu Boden, und den Indianern in die Hände, diese tragen alsdann ganze Körb, und Säcke voll nacher Haus, säubern sie von Kopf, und Flügeln den untern Leib aber, der Daumen dick, und ein pures Fett ist, rösten sie auf irdenen Blätten zu einem köstlichen Nachconfect eines herrlichen Gastmahls:

Schildkroten der besten Speise, vorrath. Der beste, und dauerhafteste Vorrath von Lebensmitteln sowohl für Missionarien, als Indianern bestehet in der großen Menge der Schildkroten auf spanisch Tortugas, auf indianisch Scharapas genannt, als von recken man eine Speiskammer nicht mir mit wohlgeschmackten Fleisch, und Eyer, sondern auch mit bestem Oel, und Schmalz versetzen kann, diese werden von den Indianern auf folgende Weis gesangen: Nachdem die Flasse nach verflossener Regenzeit niedersinken, und die große Sandbank wiederum hervorragen, gehen die Schildkroten Haufenweis auf siebe hinauf, und scharren ihre Eyer in Sand

Sand hinein. Eine ganz ausgewachsene, und Zeitner schwere Schildkröte legt insgesamt bis 64. Eyer, derer jedes so groß ist, als ein mittelmäßiges Hünerten, welche auch kein harte, sondern linde, und kugelrunde Schalen haben. Raum als diese Eyer von der überaus großen Sonnenhitze ausgebrütet worden, schlüpfen die Jungen vom Sand heraus, und laufen geraden Wegs dem Wasser zu. Nun diese Brutzeit der Tortugas ist ^{Vacanz der} Indianer. für den Indianer die allererwünschlichste des ganzen Jahrs, auf die sie sich eben so erfreuen, wie die Studenten auf ihre Vacanzzeit, als zu welcher sie sich recht ergötzen, und als gefräßige Leute zu Genügen satt essen können: Sie ist auch ein kleine Ruhezeit für Missionarier, als welche unterdessen mit den ^{Vacanzzeit} ^{der Mission} ^{uarii.} Kranken, und wenig andern zu Haus bleibend, da alle übrige mit Weib, und Kindern nach der Gegend der großen Sandbänke sich begeben, wo sie Hütten ausschlagen, und den Schildkroten hinterlistig nachspähen, so bald sie diese auf selbem erblicken, laufen sie eilends ihnen nach, ergreifen rückwärts eine nach der andern, und kehren sie übersich auf den Rücken, ohne daß ein einzige mehrläufig wäre sich umzuwenden. Dessenwegen ist auch eine Tortuga aus allen der bester Vorrath in einer Speisekammer, denn alles andre Fleisch läßt sich wegen übermäßiger Hitze, und nächtlicher Feuchtigkeit kaum eine Nacht über aufzuhalten, ohne daß es nicht

H

übel

übel rieche, oder gar von Würmen wimmelte, besonders alle Gattungen von Fischen; Langwieri, die Tortuga aber darf man nur auf den Kugelges Leben cken in den nächsten besten Winkel legen, da der Tortuga bleibt sie auch mehrere Wochen ohne einen Tropfen zu trinken, noch etwas zu essen, frisch, und lebendig. Nachdem die Indianer auf der Sandbank die Tortugas, deren Zahl sich manchesmal auf vierhundert besauget, alle umgekehret, haben sie den ganzen Tag genug zu thun, bis sie selbe mit gebundenen Füssen ans Gestad, und zu ihren Hütten überliefern, allda gehet das Hacken, Schneiden, und Schinden an. Anfangs spalten, und lösen sie die untere Schaaale von der oberen, und hauen den langen Kragen sammt den Füssen in Stücke, welche zusammen einen ziemlich großen Hafen anfüllen, und starkes sieden vorindthen haben. Nachdem sie selben zum Feuer gesetzt, schneiden sie das ganz gelbe Fett, derer jede große Schildkrot zwey gute Pfund in sich enthält, vom Ingeweide heraus, und behalten es auf, solches nach Haus zu tragen, denn es ihnen, und auch den Missionarien das ganze Jahr sowohl zum Kochen, als zum Nachtlicht örennen dienen muß. Nach diesem lassen sie das übrige Fleisch, und eine Menge kleiner Exerchen von beyden Schaaalen, und schneiden alles sammt Herz und Ingeweide klein zusammen, nur die Leber, als ein sonderbares Schleckerbissel, lassen sie ganz. Beym Herz habe

Tortuga-
Fett lange
zum Ko-
chen und
Lichtbren-
nen.

Habe ich vstern mit Verwunderung beobachtet, daß es noch lange Zeit schlug, nachdem schon alles zertheilt war. Das Zusammen-Tortuga-
geschnittene rösten sie alsdann, und zwar auf Schale den Schalen selbst, welche sie mitten auf dienen für das Feuer setzen, ohne Gefahr selbe zu ver-Schiffel, brennen, welche ihnen für Schlüssel und Teller, und Rinder auch hernach für Kindswiegen dienen müßten.
Neun haben sie alles beysammen, wo-
mit sie sich ein vollständiges Mittagmahl von
drey Richten zubereiten, und an einer einzigen Schildkrot Mann und Weib sammt ih-
ren Kindern satt essen können. Die erste
Richt ist eine nahrhafte Suppe von safti-
ger Fleischbrühe mit eingebackten Lucas und
Platanos: die andre das geröstete Einges-
weide, Eyrchen, Herz und Leber. Die dritte
das gesottene Fleisch mit spanischen Pfeffer
gewürzet. Dieses letztere, obwohl lang ges-
sottene, war doch für meine Zähne und Ma-
gen so hart und zäh, daß ich solches nie-
mal anders, als klein zerschnitten, genießen
kunnte; aber die Indianer haben solche
Straußmägen und Wolfzähne, daß sie sel-
bes auch halb coh hinein essen, und dabei
ziemlich fett und stark werden. Nebst dem großartig
herrlichen Mittagmahl haben sie auch beim der India-
Tortugas-Fang schier täglich ein stattliches Frühstück
zu genießen, dieses besteht in den
gar kleinen Schildkroten, welche frisch vom
Sand heraus kriechen, und den Indianern
haufemweis in die Hände fallen, diese lassen

sich gesotten, oder gebraten, wie man zu sag
gen pflegt, mit Haut und Haar essen, denn
auch ihre zarte Schalen noch ganz weich,
und gewiß ein guter Bissen sind.

Ungeheure Menge der Tortugas-Eyer. Was alles obige an Nutz- und Schädigungsbarkeit übertrifft, sind die Tortugas-Eyer, derer die Indianer eine so ungeheure Menge aus dem Sand heraussscharren, daß sie vier Körbe voll, jeden mit tausend Eyer, um ein Messer verkaufen. Ihr große Nutzbarkeit besteht nicht nur in dem, daß sie sich lange Zeit aufzuhalten, und sowohl sieden als bräulen lassen, sondern vielmehr in dem kostlichen Oel, welches sie in sich enthalten, und mit geringer Mühe von sich geben. Sie sind sehr nährhaft, aber hart zu verdauen, und machen Verstopfung, wenn man sie aber mit wenigen Wein und Zucker vermischet, kann ich mit Wahrschau sagen, daß ich in meinem Leben, auch bey besten Mahlzeiten nichts niedlicheres gegessen habe, und man würde es gewiß auch in Deutschland der besten Mandel-Torte vorziehen. Nun sehe man, mit was artig- und leichter Mühe die Indianer aus selben Eyer das schönste Oel zu distilliren wissen. Erstlich ziehen sie eine Canoa, welche (wie ich schon anderswo gemeldet) einem großen Bachtröge gleichet, auf das Gestad heraus, saubern selbigen genau von allem innern Unrathe, und werfen eine Menge vom Sand nett gereinigte Eyer

Oel der Schildkröten-Eyer.

Tortugas-Eyer Confect.

Manier aus Eyer Oel zu distilliren.

Eyer hinein, schütten zugleich etwelche Kruge voll Wasser darzu. Alsdann springt das jüngste Bürschen - Gesind darüber, und tritt die Eyer, wie man in Deutschland das Sauerkraut einzutreten pflegt, zu einem hellgelben Eyer - Zeig zusammen. Nachdem dieser eine Zeitlang unter der feurigen Sonne gestanden, und sammt der Canoa heißwarm geworden, steigt allgemach das Oel in die Höhe, welches die Indianer mit Meer-Muscheln ablösen, und nachmals in einem großen Hafen beym Feuer sieden lassen, dadurch das Oel nicht nur von allem Unrat, welcher zu Boden sinkt, gereinigt, sondern auch so klar gemacht wird, daß es Eyer - Oel an Güte das Oliven - Oel übertrifft, denn besser als wenn dieses mit selben vermischt wird, steigt Oliven - Oel. In Zeit einer halben Stunde das Schildkroaten - Oel in die Höhe, und das Oliven - Oel bleibt herunter. Obwohl nun die Indianer eine große Menge der Eyer theils mit Essen, theils mit Oelmachen verzehren, bleiben ihnen doch so viele übrig, daß sie noch ganze Körbe voll an der Sonne, oder langsamem Feuer dörren, wie man Feigen und Weintrauben zu dörren pflegt, und selbe mit sich nach Haus tragen.

Von Krankheiten und Arzneyen der Indianer.

Aus dem, was bisher gemeldet worden, kann man leicht ersehen, daß die wilden Indianer an Nahr- und Lebensmitteln nicht nur keinen Abgang, sondern vielmehr einen Ueberfluß haben, besouders wenn den vielen Gattungen des Wilds, Geflügels, Erdgeschwächses, und Erd-Thieren auch der Wassers-Thiere, benanntlich die Vacas marinas, oder Meer-Rühe sammt hunderterley groß- und kleinen Fischen beygerechnet werden. Aber eben dieser Ueberfluß gedeihet ihnen mehr zum Schaden, als Nutzen, solang sie bey ihrer wilden, ganz unordentlichen Lebensart verbleiben, und nicht in einem Pflanzort zu einer mäßigen und ordentlichen verleitet werden.

Unordentliches Leben. Dein in ihrem Wästenleben halten sie keine einzige Ordnung, noch Zeit, noch Maß im Essen und Trinken; bald essen sie schier den ganzen Tag fort, und schlucken süß und sauer unter einander hinein, bald stehen sie (wie ich es selbst gesehen) mitten in der Nacht einzelnweise zum Essen auf. Im Vollsaufen thun sie es den deutschen Weins- und Bierschläuchen weit bevor, und hören bey ihren vielfältigen Schwelgerenien nicht eher auf zu trinken, bis sie nicht die Vernunft sammt allen fünf Sinnen verlieren.

Darnes

Darneben nehmen sie sich auch in keiner Gasse in obacht, sie gehen im größten Regen, und Sonnenhitze ganz unbedeckt, und wenn sie mit Schweiß überwonnein, baden sie sich in nächsten besten Wasser, welches einen Europäer gewißlich das Leben kosten würde. Aber auch den Indianern benimmt solche Unachtsamkeit, und noch mehr, ihr unmäßiges Essen und Trinken, wo nicht als sogleich, doch nach und nach die Gesundheit, und ziehen ihnen mannigfältige Krankheiten und Geprésten über den Hals, ohne daß sie sich selbst zu helfen wissen. Dieses glebt denn auch den Missionarien die beste Gelegenheit, ihnen ihr einschichtiges Waldleben häßlich, und das gemeinschaftliche in einem Pflanzort angenehm zu machen, als in welchem sie in ihren Nöthen und Krankheiten allezeit eine Hülfe und Beystand bey selben zu finden haben, welche doch selbst, falls sie erkranken, ihnen zu Liebe hilflos leben müssen, und sich von einem Arzt, oder Medico nichts därfen traumen lassen.

Es ist aller Orten in America, auch in America den größten Städten ein großer Abgang der leidet groß Medicin und Chirurgie Verständigen. seu Mangel Bartscherer, Stümpler, und Pfuscher, die ^{an} Medicin ^{ein} Ver- flich zum Euriren anmaßen, giebt es viele, städigen. bey diesen ist schon der allgemeine Brauch, jedem Patienten eine Klistier zu verordnen, es mag ihm hernach fehlen was immer will,

wenn es auch nur ein Zahnschmerzen ist. In der Stadt Quito war damals, als wir Deutsche dahin gekommen, ein einziger Medicus aus Sardinien, diesem hatte bald hernach der schwarze Stahr das Augenlicht, und die Stadt seiner Hütte gänzlich beraubet, anstatt seiner mußte aus Gehorsam unser Bruder Apotheker Ignatius Lyro aus der Böhmisichen Provinz, die Stelle eines Stadt-Physici vertreten, und mit seinem Gesellen täglich die Kranken sowohl in- als außer der Stadt besuchen. O wie willkomm würde nicht alldort ein graduirter Medicus aus unserm Deutschland seyn, als von einer Nation, die ohnedem bey den Amerikanern vor allen andern geliebt! Wie handgreiflich würde in kurzem sein von Spanischer Doblioni strohender Geldbeutel den bekannten Spruch darinn walhaft machen: Dat Galenus opes &c. dem doch bei uns, hier zu Lande, wo allgemach in größern Städten die Zahl der Aerzte so groß, als der Kranken, die magere und dörrsichtige Beutel auch mancher wackern Physikern wider sprechen. Ueberdas kante sich auch ein solcher alldort mit häufiger Sammlung der schätzbarsten Kenntnissen in dem Reiche der Vegetabilien bereichern, besonders derer, die sich in dicken Wäldern und Wüsteneyen befinden, wo sie ihren überaus lieblichen Geschmack, der mich oftmais entzückend gemacht, genugsam verrathet. Da nun in den Amerikanen

ricanischen Städten die Leibärzte so rahr sind,
 kann man sich leicht vorstellen, daß sie in den
 Missionen noch seltsamer gewesen, als wehin
 nicht einmal ein Schatten eines Bauern-
 Doctors jemals gekommen. Es waren al- Die Mis-
 so die Missionarien auch in diesem Fache ge- sionarien
 zwungen, sowohl für sich selbst, als für sind zu-
 den franken Indianer das Beste, so gut gleich Leib-
 jeder konnte; zu thun. Mit mir selbst war
 es einsmals, als ich mich zu Capocuy ohne
 Gespan befand, so weit gekommen, daß ich
 glaubte, es werde mir alle Augenblick der
 Athem aussbleiben. Ich erkannte ganz klar,
 daß dieses von Menge des Gebluts herkam,
 indem ich 6. Jahre nicht mehr zur Ader ge-
 lassen, welches zuvor des Jahres drey bis
 viermal geschehen war. Zum Glücke hatte
 ich ein sogenanntes Schnäpperlein mit Ader-
 laßbinden bey Handen, wollte also in der
 Eil den geschicktesten Indianer zum Aderlaß
 sen abrichten, es gieng mir aber nicht an,
 denn als ich den Arm darstreckte, und er zur
 Ader schlagen sollte, fieng der gute Tropf
 auf allen vieren zittern an. Ach weh! mein
 Freund! sagte ich, mit Zittern kannst du mir
 nicht helfen, wie, laß es mir selbst probier-
 ren. Am linken Arm schlug ich zweymal
 fehl, denn ich beym Nachtlicht nur die alten
 Masen, und keine Ader sehen konnte. End-
 lich gelung es mir auf dem rechten Arm ei-
 ne Ader zu treffen, und war das Blutfließ-
 sen, und leichter schnaufen eines gewesen;

welches vielleicht sonst nicht mehr lang wolle-
de gedauert haben. Es wäre mir aber das-
mals das Sterben in America nicht so schwer
gefallen, als mir jehund das Leben in Euro-
pa ankünfft, da es der Umsturz im jers Dres-
dens so bitter gemacht, als den Tod selbs-
sten, indem selber durch Beraubung unsrer
geistlichen Vorstebern, Häuser, Güter, und
Bücher, und anderer mit dem geistlichen Ord-
den verknüpften geistlichen Wohlthaten und
Hilfsmitteln, uns die nothwendige ehemalige
Umführer, Werkstätte, und Werkzeug ent-
zogen, und uns also in eine gezwungene Un-
thätigkeit sowohl für eigene, als freinde
Wohlfahrt, wie zuvor zu arbeiten, versetzt
hat. Wenn auch sonst niemand andret uns
seinen Abgang zu bedauern hätte, werden doch
selben vielleicht die arme Indianer in den
Americanischen Missionen noch lang besam-
mern; als welchen man ihre lang practicir-
te, und Sprachenkündige nicht nur Seelen-
forger, sondern auch Leibärzte benommen,
und anstatt ihrer, Unerfahrene, Sprachlose,
mehr aus Zwang, als freywillig dahin ges-
schickte aufgedrungen hat, ohne daß diese
von uns eine vorläufige Information, oder
Unterricht empfangen hätten, wie es doch
Anfängern nothwendig gewesen wäre, und
wir. selbstens als noch Anfänger von unseren
Vorfahrern empfangen haben, diesen hat-
ten wir es zu danken, daß sie uns verschiede-
ne Unterrichte, und sichere Arzneymittel für
Haupt-

Hauptzustände aufgezeichnet hinterlassen haben, von welchen ich nun die gemeinere kurz andeuten will.

Das erste und berühmteste Heilmittel Canime, sowohl inner- als äußerlich zu gebrauchen, ist der Balsam Canime, oder Copauva, welcher von einem angezapften Baum her aussfließet, und sich in drey Gattungen einteilt. Der erste, welchen der angebohrte Baum von sich giebt, ist zäh, und braun-färbig wie Honig, der mittlere wird etwas klarer und flüssiger, der aber zuletzt nachfließet, ist so hell und klar, als immer ein kristallenes Wasser, auch nicht so bitter, wie die erste zween. Dieser Balsam ist erstlich ein fürtreffliches Purgativ, und entleert eine halbe Unze in einem Löffel genommen eine große Operation ohne mindeste Gefahr zu machen. Man darf hernach nur ein lausichtes Wasser trinken, so werden so viele Operationen folgen, als oft man das Erbrechen wiederholet, lässt man dieses beyseits, so höret das Purgieren auf. Die erste und andere Gattung machen zwar eben so gute Wirkungen, sind aber wegen Bitterkeit zu widerwärtig. Alle drey sind recht wundersam für alle Wunden, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, wenn sie nur nicht ganz tödtlich, so heilet sie dieser Balsam innerhalb 24. Stunden also zusammen, daß kaum ein Wundmahl übrig bleibt. Dies habe ich selbst erfah-

erfahren, denn als öftmals unter besoffnen Indianern Raufhändel entstanden, und manche blutige Köpfe, und merkliche Wunden davon trugen, habe ich nur nach ausgewaschenen Wunden den Balsam darauf gegossen ohne selbe zu verbinden, den andern Tag war alles vollkommen geheilet, und alter Schmerz vorbey.

Espadilia
hilft fürs
Seitenste-
chen.

Maria
Panga lö-
set die Ge-
schwüre
auf.
Berbena,
ein Mittel
fürs kalte
Fieber.

Die Blätter von der Matte, *Espadilia* genannt, sind ein treffliches Mittel wider das Seitenstechen: Es wächst selbe auf den Feldern zwischen den Wasen, und trägt 10. bis 12. Blätter, welche der Figur nach einen Dolchen vorstellen. Man nimmt das von 6. oder 8. Blätter, und läßt sie halb zerstoßen in einer proportionirten Quantität Wasser sieden, wenn der Patient von diesem Trank zwey, oder höchstens dreymal trinket, und zugleich die gesottene Blätter auf die schmerzhafte Seite auflegt, wird der Schmerz alsbald nachlassen. Das aufgelegte Baumblatt *Maria panga* zeitiget, und löset auf die Geschwüre, welche bey den Indianern wegen Feuchtigkeit der Erde sehr gemein sind. Das Kraut *Berbena*, welches unter dem Unkraut wächst, ist ein Specificum das kalte Fieber zu vertreiben, wenn man öfters das gesottene Wasser davon trinket, dieses ist zwar ziemlich bitter, und macht verschiedene Wirkung, bey einigen verursacht es starken Schweiß, bey andern ein öfteres Erbre-

Erbrechen; aber beyden bestimmt es ganz sicher das leidige Fieber.

Der bittere Saft der wilden Röhr, die häufig am Gestade der Flüssen wachsen, und an ihrer Figur den süßen Zuckerähren gleich, ist ein kräftiges Mittel in hizigen Fiebern: Man läßt ihn nur sammt wenigen Zucker im Wasser sieden, alsdenn warm getrunken treibt er stark den Schweiß aus, nach welchem die Hizzen alsgleich nachlassen, und nach wiederholtem Trinken gar ausbleiben. Die Piniones, welche so groß und annehmlich als Mandelkern, dienen auch trefflich zum Purgieren, man darf aber nicht mehrer nehmen, als fünf, oder sechs, sonst wird die Operation zu stark, sie haben auch dies besonders, daß, wenn man sie im Wein nimmt, und nach etwelchen Operationen Wasser trinkt, höret das Operiren auf, hat mans aber im Wasser genommen, läßt die Operation nach, wenn man Wein darauf trinket, hat man sie aber blatterdings geessen, so kann das Purgiren mit Wasser, oder Wein gestillt werden.

Die kleinere Zähne der Crocodilien sind das kräftigste Gegengift, man darf mir eben bey sich entweder am Hals oder Finger tragen; falls man etwas giftiges in einer Speis, oder Trank überkommt, macht das Zähnlein ein Erbrechen, und treibt selbst



bes wieder heraus: wird man aber von einem giftigen Thier, oder Schlangen gebissen, ziehet das Zähnlein das Gift heraus der Danta wenn mans auf die Wunde legt. Die ein Mittel Klauen von der Bestia grande sind ein treffsärfür Ma- liches Mittel wider das Gota coral, oder genkrampf. Magenkrampf, wenn der Patient ein Puls Der ver darvon einnimmt, und eine Klau am Schweiss- Spiz des Hals hänget. Das letzte Glied oder Bein- Armadi- lein von dem Schwanz des Armadilio hilft llio stillet für das Ohrenwehe, wenn mans in selbe das Ohr ein legt. Der Fisch *Curbinata* hält in sumsen. seinem Kopf zwey harte Beinlein in Gestalt Der Fisch zwey weissen Mandeln diese lösen vollkom- Carbinata men auf die Verstopfung des Urins, wenn Mittel für man selbe zu Pulver stossst, und etwa so viel in einem lautechten Wein, oder Wasser pfung. einnimmt, als drey Kornkeru schwer sind, diese Dosis muß man nicht überschreiten, sonst treibts das Harren so stark, daß mans nicht mehr halten kann.

Viele andere zu geschweigen will ich nur etwas noch melden von dem Mittel wider die *Niguanas*, oder *Piques* als der allgemeinen Plag aller hizigen Länder. Dieses Kleinsten, oder *Piques* allge- ste, und schier unsichtbares Ungeziefer lagert sich gemeinlich zwischen Haut, und Fleisch meine Plag der Füsse und peinigt selbe durch schmerz- der hizigen haftes Beissen: Innerhalb 24. Stund macht Lander. es darin ein Nestlein in Gestalt und Größe eines Perls von Eyern angefüllt, dabei ist wohl

wohl acht zu haben, daß man die Piques nicht alsogleich als sie verspürt, herausziehen lasse, sondern warte bis folgenden Tag, als an welchem das Nestlein vollständig gemacht, und mit einer Glüf, oder Nadel spitz leicht kann heraus gezogen werden, das Nestlächel verstopft man mit spanischen To back als einem Hauptmittel alles Geschwür zu hindern. In Wahrheit ein große Beschwerniß ist es für Missionarien in hizigen Ländern, daß sie schier täglich dergleichen Niguas sich müssen heraus ziehen lassen, doch wenn diese noch zu gedulden, wenn sie als klein, und nicht andere Plagcameraden dar zu kämen, welche nicht nur einzeln, sondern Schaarenweis die Leute besürmen, diese sind verschiedene Gattungen der stechenden Mücken, Wespen, Käfern, und andern Ungeziefers, welche sich in unzähliger Menge das Jahr hindurch wechselseit ablösen. Die boshafteste aus allen sind die Sangudos, welche nebst dem, daß sie einem das Blut aussaugen, noch darzu mit ihrem Sur-
Sangu-
dos, sehr
überlästige
Mücken.
 ren, und Sumsen die Ohren also belästigen, daß man oft die Nacht nicht schlaffen, und beym Tag weder ruhig betheuen, noch essen kann. Wider dergleichen Lustgeschmeiß wissen zwar die Indianer ihren Leib gar wohl zu schützen, als welchen sie täglich von oben bis unten mit pappendem Saft, und pechigten Farben überschmieren: aber da sie durch solche Schmierey sich äußerlich von der Mü-

cken.

ckenplag sicher stellen, verstopfen sie zugleich die nothwendige Ausdünstung, und ziehen sich innerliche Gebrechen über den Hals. Zum besten hilft davor, wenn mans eine Zeit gesduldig überträgt, denn nach, und nach wird die Haut durch öfters Beissen, und Stechen der Mücken also erhärtet, daß mans hernach nicht mehr fühlet.

**Sumi.
Erdläuse.**

Taback-
blätter
Mücken-
bis.

Unter den vielen Erdungeziefer in hiesigen Ländern sind die überlängste die Coquitos, oder Piochos della Tierra auf Indienisch Sumi genannt, von welchen der Sandboden bey großen Flüssen gleichsam wimmelt, diese verursachen den Durchreisenden am ganzen Leibe ein entsetzliches Beissen, und Brennen; sie sind so klein, daß mans mit freyen Augen nicht sehen kann bis sie nicht mit gesogenem Blute angefüllt: das beste Mittel darwider ist der Blättertaback, wenn man blätter ihn im Mund wohl zerkauet, und mit selheilen die hem sich einschmieret, dies tödtet das Un-Mücken-geziefer, und vertreibt den Schmerz.

**Coya un-
ter allen
das schäd-
lichste Kä-
ferlein.**

Nicht viel größer sind die Coyas aber noch weit schädlicher; diese Käferlein sind rot wie Scharlach, und wachsen nur im hitzigsten Erdreich: Wenn solche einem zu Leib kommen, muß er sich wohl hüten, daß er selbe nicht zerquetsche, denn wenn er auch nur ein einzige Coya, und nur auf der Hand zusammen drücket, wird ihm der ausgebreite gifti-

giftrige Humor nicht nur die Hand, sondern den ganzen Leib unfeinlich aufschwellen machen, und kann er sich nicht anderst bey dem Leben erhalten als mit dem, daß er sich gänzlich entblöße, und sich um und um von oben bis unten mit angezündetem Stroh durchjengen lasse. Von diesen Coyas scheut Die Coyas
sind auch
dem Woch
schädlich. sich sogar das Hornvieh, und macht einen Seitenprung alsbald es siebe erblicket: Wenn aber ein Pferd, Ochs, oder Kuh eine Coya unvermerkt mit dem Gras hinein frisht, so geschrillt es zum Bersten, und verliert ohne Rettungsmittel das Leben.

Wenn man also einerseits die unordentliche und unachtsame Lebensart der Indianer, anderseits aber das so viele Mordzeug der giftrigen Thiere, und Ungeziefers gedenken will, kann man sich leicht vorstellen, daß es unter ihnen an Kranken und Presthaften niemals ermangeln könne. Bey diesen aber ist Wunderfa
me Geduld
der franken
Indianer. ihre außerordentliche Geduld höchstens zu bewundern, als welche auch in schmerzhafsten Krankheiten nicht die mindeste Ungeduld noch Wehklagen von sich spüren, und mit sich umgehen lassen, wie man will; besonders wenn sie die heilige Taufe empfangen, und etwas vom göttlichen Balsam der heiligen Religion gehört haben. Sie sterben auch insgemein ganz ruhig dahin, ohne daß ihnen weder das Gegenwärtige, noch das Zukünftige viele Kümmerniß mache. Denn

3

wegen

wegen zeitlichen Gütern haben sie nichts zu sorgen, weil sie keine besitzen, die einen Verlust hätten, und wegen den ewigen sind sie nicht sorgfältig, weil jene, die Christen sind, ihre Seligkeit ganz sicher hoffen, die aber als Heyden sterben, an das Ewige selten, oder gar nicht gedenken. Es lässt auch die Blöde ihres Verstands nicht zu, von Dingen, die nicht unter die Sinne fallen, sich den rechten Begriff zu machen. Wie ungereimt sie von Geistsachen urtheilen, werden folgende

Beyspiele,
wie unge-
reimt sie
von der
Seele ur-
theilen.

zwei Beyspiele klar zu erkennen geben: Als ich einstens einen todtkranken Indianer besuchte, sah ich mit Erstaunen, wie ihm sein Ehemahl mit heyden Händen den Mund fest zuhielt, und als ich um die Ursach fragte, gab sie mir zur Antwort: Sie halte ihm das Maul dorowegen zu, um seine Seele vom Ausfahren zu hindern, und ihren Mann beym Leben zu erhalten. Es lag ein anderer Indianer lange Zeit frank, den sein Missionarius während der Krankheit getauft, und den Namen Ignatius beygelegt hatte. Da es mit ihm näher zum Sterben kam, und ihn der Missionarius zur Frühzeit besuchte, sagte er unter andern: Sey gutes Muths, mein lieber Ignazi, du wirst bald in Himmel kommen, und dort eine vollständige Ruh be zu genießen haben ic. Gleich nach dem Mittagessen gieng er wiederum hin, fand aber die Hausgenossene mitten im Haus mit dem Grabmachen beschäftigt, denen der Kran-

Frakke ganz ruhig zusah. Was thut ihe da? fragte der Pater, sie antworteten: Du hast ja heute fruh gesagt, der Ignazi werde bald sterben, wir wollen ihm also seine Kushestatt hier eröffnen. Wenn die Seele vom Leib geschieden, erwidert der Missionarius, wollen wir ihn begraben, aber nicht hier im Haus, sondern, weil die Kirche noch nicht erbauet, beym heiligen Mission-Kreuz auf dem Platz. Nein, nein! sagten die Freunde, das wäre gefehlt, der arme Ignazi ist gar zu schwach, er könnte die große Platzregen nicht übertragen, noch vielweniger dort eine Ruhe geniesen. Nun kann man schließen, wie weit sich ihr dummer Verstand erstrecke? Aber dieser Unverstand wird ihnen doch nach ihrem Tode zum Nutzen gereichen, und sie vor dem strengen Richterstuhl Gottes von vielen Misshandlungen zum Eheil, wonicht gänzlich entschuldigen. Wie werden aber bey selbigem einmal jene gewisselose Verläumper bestehen, welche nicht aus Unverständ, sondern aus vorseßlicher Bosheit sich nicht gescheuet, die Welt mit Satyrischen Schriften anzufüllen, um selbe glauben zu machen, als hätten wir Missionarien nicht aus Antrieb die Ehre Gottes, und das Seelenheil der Indianer zu befördern, uns in die neue Welt hinein begeben, sondern aus zeitlichen Absichten, aus Habsucht mit Gewerb, Goldsand und Goldstangen zu bekommen ic. man hat uns Jesuiten doch

allezeit für vernünftige Leute gehalten, wären wir aber nicht die größte Thoren von der Welt gewesen, wenn wir unser liebes Vaterland, wo uns doch das Nothwendige nicht abgieng, summt Verwandten und Bekannten auf lebenslang verlassen, und so langwierige, als gefährliche Reisen zu Wasser, und zu Lande vorgenommen hätten, um in America, ungeachtet aller Mühseligkeiten Europäische Windbeutel aufgeklärter Zeiten mit Goldstangen spicken zu können? Was hat man denn bey den Portugesischen Missionen von Goa, Brasil und Maragnon für Schätze gefunden, da man sie ganz unvermuthet überraschte, ihre Habshaften aufzuentdecken durchsuchte, ihre Personen bis auf die Herde ausgezogen, und sogar die Verrogenheit gehabt, einige Priester am blossem Leibe anzutasten, um zu forschen, ob sie nicht etwa zwischen Haut und Bein Gold verborgen hätten? Und so unmenschlich handelten Christen gegen ihre Mitchristen, gegen Unschuldige, gegen ihre eigene, gottgeheiligte Priester! — Mehrere dergleichen, den heutigen verlarvten Menschenfreunden so angenehme Karitäten kann man in dem Journal zur Kunstgeschichte des Herrn Christoph Gottlieb von Murr, zu Nürnberg gedruckt, im achten Theil ersehen.

§. 12.

Von unserm Abzug aus America, und wie selben die Indianer aufgenommen.

Um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, will ich nur was umständlic hers beschreiben, es in der Stadt Quito, wo ich damals selbst zugegen war, zugegangen, welches dem Leser zu einem Muster dienen kann, um bezüglich zu wissen, wie dieser Abzug auch anderwärts im ganzen Spanischen America geschehen. Zur Vorbereitung wurden das Vorberet Jahr zwar bis 8000 Mann Soldaten aus Spanien nach America abgeordnet, und in allen Orten, wo wir Jesuiten Collegia, oder Häuser hatten, ausgetheilt. Den Befehls- habern war unter Leib- und Lebensstrafe aufgetragen, von dem Hauptabschluß ihrer Ankunft bis auf den letzten Tag und Stunde das strengste Still schweigen zu halten. Dieser Tag war schier überall der 20ste August des 1767. Jahrs. Wir Jesuiten in dem Collegio maximo zu Quito waren an der Zahl bis 80. Personen, theils Priester, und Brüder, theils Scholastici Theologici, und Philosophi. Diese hatten eben damals ihre jährliche Vacanz- Zeit, und befanden sich in unserem 6. Meilen entlegenen Mayrhof Scilio, wosben auch ich als Gast, da ich nach meiner Wiedergenesung

zur Mission zurück zu kehren in Bereitschaft stund, zugegen war. Die vierzehnzigste Vacanz ging mit allem unschuldigen Vergnügen vor bey, ohne sich jemand wasßiges tun zu lassen. Der zwanzigste Tag des Augusts war eben der letzte der Vacanz, und zugleich der erste der schreckenvollen Tragödie, die man mit uns zu spielen anfieng. An diesem Tag früh Morgens nahmen wir, der Sache noch ganz unberouft, unsre Rückkehr nach der Stadt, nach halb hinterlegten Weg kamen uns etwelche Manns- und Weibspersonen entgegen, welche mit ganz traurigen Gebärden, und halbgebrochener Stimme zu uns sagten: Meine Patres! wir wissen nicht, was dies bedeuten soll? Das Collegium ist mit Soldaten besetzt, und die Novizen hat man aus dem Noviziat nach ihrer Heimath geschickt ic. Wir blieben vor Erstaunen eine zeitlang stehen, und berathschlagten uns unter einander, was zu thun wäre? Einige sagten: Lasset uns wieder nach dem Mayrhof, oder anderswo hingehen, da wir noch die Freyheit haben. Wessentwegen, sagten andre, sollen wir uns flüchtig machen, wie wissen uns ja in keiner Sache schuldig? Endlich haben sich zween Scholastici entschlossen voraus zu reiten, um nähere Kundschaften einzuholen. Nach nicht langer Verweilung kamen sie zurück mit Vermelben von Seiten des Herrn Präsidenten: Wir sollen nur nachsamt ins Collegium kommen, es werde

werde uns kein Leid wiederfahren. Beym Schreit
 Eintritt in die Stadt erblickete sich unsern voller Ein-
 Augen die erste traurige Scene, da wir die ^{ang in die} Stadt.
 Gassen und Fenster voll der Zuschauer ers-
 blieben, welche ganz erstaunt uns mit vielen
 Seufzen und mitleidigen Augen entgegen fah-
 hen. An jedem Ecke des Collegiums stand
 eine Schildwache mit aufgepflanztem Baso-
 net, und zwei vor der Porte: als wir durch
 diese hineingeritten, fanden wir darin den
 Herrn Präsdidenten mit unserm P. Provin-
 cial, und einigen alten Priestern, welche mit
 erblästern und mit Zahnen überzogenen Anges-
 stiche uns bedeuteten: Es geschehe mit uns
 eben dasjenige, was vor wenig Jahren den
 Portugesischen Jesuiten begegnet, nämlich
 daß wir alle Spanische Länder räumen
 müssen. Hier kann sich jedermann leicht
 vorstellen, wie uns ums Herz müsse gewesen
 seyn, sonderbar den jungen Leuten, welche
 noch niemals das Weltmeer gesehen, und
 ihre ansehnliche Eltern von der Regierung,
 und Handelstand sammt ihrem Vaterlande
 zu verlassen gezwungen waren? Wir Deut-
 sche konnten uns doch mit diesem trostlosen
 daß wir wiederum unser Vaterland zu sehen
 bekommten, an welches wir sonst nicht mehr
 zu denken gehabt hätten. Von Stund an berührte
 war kein einzige Ordnung mehr im Hause, ^{rung im}
 zum allerwertigsten in der Küche und Refe- ^{Haus der}
 ctorio: Alle außere Thüren der Kirche, und
 Collegii wurden verstopft und bevächet,

zur Mission zurück zu kehren in Bereitschaft stand, zugegen war. Die vierzehntägige Vacanz ging mit allem unschuldigen Vergnügen vor bey, ohne sich jemand wasßiges tunnen zu lassen. Der zwanzigste Tag des Augusts war eben der letzte der Vacanz, und zugleich der erste der schreckenvollen Tragödie, die man mit uns zu spielen anfing. An diesem Tag früh Morgens nahmen wir, der Sache noch ganz unbewußt, unsre Rückkehr nach der Stadt, nach halb hinterlegten Weg kamen uns etwelche Manns- und Weibspersonen entgegen, welche mit ganz traurigen Gebärden, und halbgebrochener Stimme zu uns sagten: Meine Patres! wir wissen nicht, was dich bedeuten soll? Das Collegium ist mit Soldaten besetzt, und die Novizen hat man aus dem Noviziat nach ihrer Heimath geschickt &c. Wir blieben vor Erstaunen eine zeitlang stehen, und berathschlagten uns unter einander, was zu thun wäre? Einige sagten: Lasset uns wieder nach dem Mayrhof, oder anderswo hingehen, da wir noch die Freiheit haben. Wessentwegen, sagten andre, sollen wir uns flüchtig machen, wir wissen uns ja in keiner Sache schuldig? Endlich haben sich zween Scholastici entschlossen voran zu reiten, um nähere Rundschichten einzuholen. Nach nicht langer Verweilung kamen sie zurück mit Vermelben von Seiten des Herrn Präsidenten: Wir sollen nur ruhig ins Collegium kommen, es werde

werde uns kein Leid wiederfahren. Beym Schreit
 Eintritt in die Stadt eröffnete sich unsern vollen Ein-
 Augen die erste traurige Scene, da wir die ^{ang in die} Stadt.
 Gassen und Fenster voll der Zuschauer er-
 blüthen, welche ganz erstaunt uns mit vielen
 Seufzen und mitleidigen Augen entgegen fa-
 hen. An jedem Ecke des Collegiums stand
 eine Schildwache mit aufgepflanzten Bafos-
 net, und zwölf bey der Porte: als wir durch
 diese hineingeritten, fanden wir darinn den
 Herrn Präsidenten mit unserm P. Provin-
 cius, und einigen alten Priestern, welche mit
 erblästern und mit Zahnen überronnen Anges-
 stiche uns bedeuteten: Es geschehe mit uns
 eben dasjenige, was vor wenig Jahren den
 Portugesischen Jesuiten begegnet, nämlich
 daß wir alle Spanische Länder räunnen
 müssen. Hier kann sich jedermann leicht
 vorstellen, wie uns ums Herz müsse gewesen
 seyn, sonderbar den jungen Leuten, welche
 noch niemals das Weltmeer gesehen, und
 ihre ansehnliche Eltern von der Regierung,
 und Handelstand sammt ihrem Vaterlande
 zu verlassen gezwungen waren? Wir Deut-
 sche konnten uns doch mit diesem trostlosen
 daß wir wiederum unser Vaterland zu sehen
 bekommten, an welches wir sonst nicht mehr
 zu denken gehabt hätten. Von Stund an ^{Bewie-}
 war kein einzige Ordnung mehr yn Hantz, ^{rung im}
 zum allerwertigsten in der Küche und Refe- ^{Hantz das?}
 ctorio: Alle außere Thüren der Kirche, und
 Collegii wurden verstopft und bevächet,

wie auch alle Anstalten vorgekehret, uns reissfertig zu machen. Es wurden also gleich allerley Handwerksleute berufen, als, Schuster, Schneider, Kistler, Diemer und Sattler, sowohl uns alle vom Fuß auf zu Kleinden, als allen Pack- und Reitzeug zurecht zu machen, denn wir zwanzig Tage zu Land auf Maulthieren bis zur Seefahrt zu reisen hatten.

Wie und auf was Weise das Königliche Decret jene angedeutet worden.

Nun will ich auch melden, wie uns das Königliche Decret jene angedeutet worden. An eben dem Tage, an welchem wir andre Decret ist angebente worden zurück führten, kam in aller Früh, da man das Zeichen zum Aufstehen gab, der Herr Präsident sammt andern Gerichtsbeamten, und 40. Mann bewaffneter Soldaten zur Collegi - Porten, und zog an der Glocke, als der Portner die Thüre eröffnet, fragte der Präsident, ob der P. Provincial zu Haus wäre? Nach verstandener Gegenwart, befahl er selben herbev zu rufen, er hätte ihm was Wichtiges von Seiten des Königs zu berichten. Da der P. Provincial, ein Mann von etlich und siebenzig Jahren, herbev gekommen, wurde ihm aufgetragen, alle Patres und Fratres, die zu Haus sich befanden, in der Recreations - Stube zusammenberufen zu lassen, um den Willen des Königs zu vernehren. Nachdem alle beysammien, und der Herr Präsident sanzt seinen

**Vorrede
des Herrn
Präsiden-
ten.**

solnen Amts-Berwandten auf einer, die Unsige auf der andern Seite niedergegesessen waren, machte er einen kurzen Vorspruch, mit Vermelden: Es fiel ihm zwar sehr schwer, einen so harten Auftrag des Spanischen Monarchen seines Herrn, auf sich zu nehmen, weil aber sein Leben, und was er noch mehrers schätzte, seine Ehre daran gelegen, sehe er sich gezwungen, selben genau zu vollziehen ic. Gab alsdann das von Spanien gekommene Decret seinem Secretario herabzulesen, dessen Inhalt hauptsächlich in dem bestund, daß es Sr. Königl. Majestät gar nicht angezehn wäre, was solches mit uns Jesuiten vorzunehmen, als welche Seiner Krone manigfaltige gute Dienste geleistet hätten. Es forderten aber die Ruhe und Sicherheit seiner Staaten, wie auch andre wichtige Ursachen, die Er doch aus Königl. Großmuth in seinem Herzen behielt, uns sogenannten Jesuiten von seinen Ländern zu entfernen ic. Die Unsige, besonders die alte gute Patres, derer ein und andrer bis 80. Jahr alt war, erblaßten im Angesichte, und fiengen an bitterlich zu weinen, ohne eine Sylbe reden zu können. Der Herr Präsident, dem das Mitleiden auch ein und andern Zäher ausgedrücket, bemühte sich, den Be drangten mit halbgebrochne Stimme einen Trost zuzusprechen, und sagte: Meine Patres! ich bedaure sie von Herzen, schicken sie sich gleichwohl gutwillig darin. Zu meiner

Inhalt des
Spani-
schen De-
crets.

Herr Präs-
ident teilt
die Je-
suiten.

meiner Seits werde alles mögliche thun, um sie mit allem Nothwendigen zu versehen, und ihnen ihre Abreise, als weit sich meine Jusisdiction erstreckt, bequem und erträglich zu machen. Gieng alsdann zur Thür hinaus, und begehrte gemäß seiner Instruktion die Hauptschlüssel von den Obern und Procuratoren, durchgieng die obere und untere Gänge, und ließ eins und anders Zimmer aufsperrn, ohne hinein zu gehen. Bey einer so großen Drangsal waren wir Duitenjer doch diesseits glückselig, daß wir einen so leutseligen Herrn Präidenten gehabt. Der Himmel vergelte mit allem Geegen seine edle Denkungsart, und christliche Wohlthätigkeit!

Abreise
von Quito.

Nachdem man zwölf Tage mit Ausrüstungen zugebracht, und es nicht möglich war, uns alle auf einmal fortzubringen, wurden wir in zwei Caravanen abgetheilt, und für jeglichen 3. Mulas, oder Maultiere bestellt, eines für seine Person, die andre zwey für sein Bettzeug und Pagage zu tragen. Am Vorabend wurde in der Stadt öffentlich ausgerufen, daß sich niemand bey großer Strafe unterfangen sollte, unsrer Abreise etwas in Weg zu legen. Der erste Aufbruch, bey dem auch ich gewesen, geschah den zten Sept. 1767. noch bey finsterer Nacht mit Fackeln und Laternen, dessen ungeacht waren die Gassen mit Menschen besetzt,

Besetzt, welche solches Weinen und Wehes
 klagen vollbrachten, daß einer ein sternernes
 Herz müßte gehabt haben, wenn er sich von
 Zähern hätte enthalten können. Wir wurden
 den von 6. Soldaten begleitet, nicht so fast
 uns zu bewachen, als die Indianer, welche
 die Maulthiere besorgten, in Ordnung zu
 halten. Nach hinterlegtem Weg von vier
 Stunden, langten wir bey einer der unstris-
 gen Hazienda, oder Mayrhof an, wo man
 uns zugleich das Frühstück und Mittagmahl
 zubereitete. Gegen zehn Uhr setzten wir uns
 fern Marsch fort, und wurden Abends um
 4. Uhr wiederum in einem Mayrhof eins-
 quartiert. Am andern Tage nach Sonnen-
 Aufgang packte ein jeder das Seinige zu-
 sammen. Einer las die heilige Messe, wel-
 cher die übrige bewohnten, nach dieser setz-
 ten wir uns zu Tisch. Um 9. Uhr herum
 bestiegen wir unsre Mulas, und ritten in ei-
 nem Stück fort bis gegen 4. Uhr Abends.
 So geschah es schier alle subtige Tage, die
 wir auf dieser Landreise mit etwach unter-
 mengten Rasttagen zugebracht. An Speis-
 und Trank ließ man uns nichts abgehen,
 so lange die Jurisdiction des Herrn Präsi-
 denten zu Quito gedauert. Wir hatten aber
 auch eine gute Fütterung gar wohl vorab-
 then, denn durch das beständige reiten auf
 einem rauhen und steinigten Wege, wo es
 auch immer Berg auf, Berg ab gieng, und
 manche Flüsse und Bäche zu durchseken wo-
 den,

Wie der
Marsch
der vertrie-
benen Pe-
ruanen ein
gerichtet
war.

Die Last.
s hier auf
Kreisen
werden
nicht ge-
füttert.

ren, wurden wir ziemlich abgemattet ; Redt dem trafen uns oftmals zum Nachtkwartier nur indianische Strohhütten, in welchen wir bis 50. an der Zahl nebeneinander gleich den Feldsoldaten liegen mussten. Denn mindesten Unkosten machten die arme Maulthier, als welche ihnen selbst das Futter zu suchen hatten, denn so bald wir bey einem Nachtkwartier angelangt, und sie abgeschirret waren, banden ihnen die Indianer die zween fodern Füsse, damit sie nicht entlaufen konnten, und ließen sie auf den Heiden herum hüpfen das schlechte Gras abbeissen. Alle diese Müllas san mit Zeug, und Sattel, wie auch die Indianer waren von unsern Häusern, und Mayrhöfen hergenommen, dessentwegen sie auch ganz willig uns ihre letzte Dienst erwiesen, und dies um desto mehr, weil sie auch, obwohl unschuldiger Weis, vielen Anlaß zu unserm Unheil gegeben : Denn hätten wir Jesuiten nriegendswo zeitlicher Habschaften, und Güter gehabt, welche uns in Stand gesetzt ohne dem Publico zu einiger Last zu seyn gemäß unsers Instituts auf Canzeln, in Schulen, Missioen &c. eben diesem Publico, und der Kirche wichtige Dienste zu leisten, so würde, glaub ich, gewiß niemand uns gänzlich zu unterdrücken gedacht, vielweniger würden wir uns so viele Beneider, und gewissenlose Verleynder über den Hals gezogen haben, welche noch bis auf heutigen Tag sich nicht scheuen, den

ame-

americannischen Gesitten ungeheure Reichsthümer anzudichten, wie ichs vor kurzer Zeit in einer deutschen Lebensbeschreibung des Herrn Bischofs Palafox gelesen. Mein I wie leicht sehet man nicht, zweo, drey, und vier Nullen für eine, wo bleibt aber die Wahrheit?

Nach etlich, und zwanzig Tagen langten Botegas, wir beym Ort Botegas an, wo wir die Waag legtes. Oft renniederlag zur Herberg bekommen, und bis 8. Tag ausgeruhet, wie auch von unsfern bisherigen Geleit uns beurlaubet haben. Von da aus wurden wir zu Wasser auf dem suiten Fluss Quaynquil nach dem Meerport gleiches Quayanmens geliefert, auch da hat uns an nichts quil ein anders gemangelt, als an dre Freyheit, denn wir beständig das Haus hüten, und 6. Wochen lang die andere Caravan erwarten müßten: als auch diese angelanget, und etwelche Tag ausgeruhet hatte, wurden wir auf zwey Schiffen abgetheilt nacher Panama geführt, und hat sich das Südmeer, welches man billig Pacificum nennet ganz günstig erzeigt, nur daß es jenen, die niemals den Meerluft erfahren den Magen hat umgekehret. Zu Panama einer befestigten Stadt, wo damals das Regiment der spannischen Könige, unter welchen auch ein, und anderer Deutscher benanntlich Joseph Berner Müllerssohn von Würzburg war, zur Besatzung lag, wurden wir in unserm Collegio als Arrestanten iracirt,

tirt, und zogen täglich 40. Mann mit Trömel, und Pfeisen uns zu bewachen auf. Dieses Collegium hatte in allem nur Acht Zimmer für eben so viele Personen, die es vorhin bewohnten: Man kann sich also leicht vorstellen, wie geschmeidig wir uns 80. an der Zahl darin zu machen, und wie eng neben einander auf dem Boden in der Nacht zu liegen gezwungen waren? Nebst dem war zu Pass im ganzen Haus kein heimliches Gemach, man litten und mußten wir das große Ungemach der wir viele unsauberer Geschirr, welche täglich von Ungemach schwarzen Buben ausgetragen wurden, bey Tag, und Nacht in den Zimmen erdulden. In dem obern Gang wurde uns gestattet 6. kleine Tragaltär aufzurichten, es mußte aber ein jeder der die heilige Mess lesen wollte, sich selber die Kerzen, und Wein darzu verschaffen. In eben diesem Gang nahmen wir auch sowohl das Mittags- als Nachtmahl ein, bey welchem kein einzige Gefahr war sich zu überessen: zum besten befanden sich dabei die Lieferanten, denen, je leerer unsere Mägen, desto voller ihre Beutel vermag. doppelter Kreide wurden.

Bei so vielen Müheseligkeiten, und besodfall des ständiger Gemüthsbeschwerlich rissen allgeg. Provinz mach unter uns auch die Leibskrankheiten eins: das erste Schlachtopfer der grausamen Verfolgung war unser Oberhaupt der P. Provincial Michael Hermanosq; vns ein Quatenfer,

tenster, und starb von 75. Jahren: anfangs stösste ihm bey Lesung der heil. Messe eine Ohnmacht an, und in Zeit von drey Tagen war er eine Leiche. Am Tag seiner Begräbniß, welche bey anbrechender Nacht geschah, wurde uns Jesuiten nur zugelassen dem entselten Leichnam mit brennenden Kerzen die Stiege hinunter zubegleiten bis zur Portenthür, vor welcher schon die ganze Gemeinde der wohlehrwürdigen P. P. Augustinern in Bereitschaft stand selben zu übernehmen, dem sie auch in ihrer eigenen Gruf ein gelegenes Ort verstattet, und den andern Tag einen herrlichen Gottesdienst gehalten haben, Gott wird es ihnen belohnen, welcher uns noch überall gute Freund, und Gute thäter verschafft hat.

Nachdem wir zu Panama 7. Wochen lang ausgehalten, wurden wir wiederum auf Maulthier über die Erdzunge, welche das Südmeer vom Nordmeer absondert nach Cruzes geliefert, auf dieser Reise ist der P. Cruzes, Valenzia einer des reichsten Kaufmanns zu ein kleiner Papayan Sohn erkranket, und bald darauf ^{Meerport,} zu Cruzes in 27. Jahr seines Alters durch ^{wo P. Va-} den Tod in die Freyheit der Kinder Gottes ^{lenzia ge-} storben. übersehen worden. Von da aus sind wir auf kleinen Schiffen Balandres genannt nach Cartagena dem Hauptort des spanischen ^{gena erste} America gefahren, und innerhalb 16. ^{Meerport} Tagen nach zweytägigen stürmischem Wet- ^{im spani- schen Ameri-} rer rica.

ter glücklich angelangt. Allda wurden wir in unserm Collegio weit leutseliger und freys gebiger behandelt, als vormals zu Panama. In Speis, und Trank war vielmehr ein Ueberflusß, als Abgang, man hörte auch kein Geräusch von Waffen, nur stunden bey der Porte drey Soldaten ohne Wacht zu stehen, und da man die bey Meerporten gewöhnliche Waaren-Bisitation vornahm, musste zwar ein jeder von uns sein Baßl, oder Reistrühe eröffnen, in welcher die Offizienten nur hinein sahen, ohne etwas durch zu suchen.

Ungemach auf dem Weltmeere. Nach Verlauf anderthalb Monat wurden wir Quitenser zwey kleinern Kauffarschiffen für die langwierige Meerfahrt nach Europa eingeschiffet, bey dieser hatten wir alle, sonderbar die alte kraftlose Patres sehr vieles zu leiden, denn weil unser Anzahl groß, die Schiffe klein, und das Weltmeer immer unruhig war, konnten sie niemals aufrecht sich erhalten, vielweniger vom untern Theil des Schiffes, wo wir schliefen, jurih obern hinauf kräppeln um einen frischen Lust zu schüsßen, dessen sie doch höchst dürftig waren, denn auch ein junger Mensch den üblichen Geschlech, und Schreßigkeit darunter kaum auszustehen vermochte. Dieses Ungemach hat endlich den guten alten deutschen P. Franc. Rhenn, aus der reuissischen Provinz den Gar aus gemacht: Er war ein Mann von 77.

Jah

Jahren; von denen er bis fünfzig in apostolischen Arbeiten hat gebracht, zur Belohnung hat man seinen Leib nicht den schrecklichen Wärmern, sondern den saubern Meerwische zur Nahrung gegeben. O schöner Welt Dank! gleiches Schicksal hat auf dem andern Schiff erfahren müssen Frater Adam Schwarz, ein Buchdrucker von Dillingen gebürtig. Es hatte sein Schiffspatron mehrere der unfrigen auf sein Bord genommen, als der Raum des Schiffes gemächlich fassen konnte, also zwar, daß sie zur Nachtszeit gezwungen waren abzuwechseln, und einer aufzustehen mußte, damit der andre zum Schlafen sich niederlegen könnte. Der dienstwillige Adam um andre zu schonen begnügte sich schierentheils nur mit Sich ein wenig Schlaf zu genießen, da es zu gleich mit der Nahrung klemm, und gespannt hergieng, haben ihn nach und nach die Leibkräfte also verlassen, daß er in ein tödliche Ohnmacht dahin gesunken, und aus Abgang der Arzneimittel im 37. Jahr seines Alters seinen Geist aufgegeben hat.

Nach hinterlegten 1500. Seemeilen sind Anlaß
wie innerhalb 48. Tagen zu Cadiz angelangt: ^{dung zu}
den dritten Tag wurden wie auf Barcos nach
dem Port Santa Maria geliefert, und gleich
beym Eintritt im Amtshaus mit gutem Scho-
colat gesabet, wobei uns viele auch Stands-
personen besuchten. Darauf theilte man uns

in



ter glücklich angelangt. Allda wurden wir in unserm Collegio weit leutseliger und freygebiger behandelt, als vormals zu Panama. Im Speis, und Trank war vielmehr ein Ueberfluss, als Abgang, man hörte auch kein Geräusch von Waffen, nur stunden bey der Porte drey Soldaten ohne Wacht zu stehen, und da man die bey Meerporten gewöhnliche Waaren-Bisitation vornahm, musste zwar ein jeder von uns sein Baul, oder Reistrühe eröffnen, in welcher die Officianten nur hinein sahen, ohne etwas durch zu suchen.

Nach Verlauf anderthalb Monat w提醒 den wir Quitenser zwey kleinern Kauffm auf dem theyschiffen für die langwierige Meersfahrt na Weltmeer. cher Europa eingeschiffit, bey dieser hatten wir alle, sonderbar die alte kraftlose Patres sehr vieles zu leiden, denn weil unser Anzahl groß, die Schiffe klein, und das Weltmeer immer unruhig war, konnten sie niemals aufrecht sich erhalten, vielmehr vom untern Theil des Schiffes, wo wir schliefen, zum obern hinauf kräppeln um einen frischen Luft zu schüs sen, dessen sie doch höchst dürftig waren, denn auch ein junger Mensch den üblen Geschuch, und Schreßtigkeit darunter kaum auszustehen vermochte. Dieses Ungemach hat endlich den guten alten deutschen P. Franc. Rhenn, aus der rensischen Provinz den Gar aus gemacht: Er war ein Mann von 77 Jahren.

Tod des
P. Franc.
Rhenn.

Jahren; von denen er bis fäfzig in apostolischen Arbeiten hat fragebracht, zur Belohnung hat man seinen Leib nicht den scheußlichen Wärmen, sondern den saubern Meerfische zur Nahrung gegeben. O schöner Welt dank! gleiches Schicksal hat auf dem andern Schiff erfahren müssen Frater Adam Schwarz, ein Buchdrucker von Ditzlingen gebürtig. Es hatte sein Schiffspatron mehrere der unfeigen auf sein Bord genommen, als der Raum des Schiffes gemächlich fassen konnte, also zwar, daß sie zur Nachtszeit gezwungen waren abzutwechseln, und einer aufzustehen mußte, damit der andre zum Schlafen sich niederlegen könnte. Der dienstwillige Adam um andre zu schonen begnügte sich schikrentheils nur mit Sizzen ein wenig Schlaf zu genießen, da es zugleich mit der Nahrung klemm, und gespansam hergieng, haben ihn nach und nach die Leibskräften also verlassen, daß er in ein tödliche Ohnmacht dahin gesunken, und aus Abgang der Arzneymittel im 37. Jahr seines Alters seinen Geist ausgegeben hat.

Nach hinterlegten 1500. Seemeilen sind Anlandung in innerhalb 48. Tagen zu Cadiz angelangt: den dritten Tag wurden wie auf Barcos nach dem Port Santa Maria geliefert, und gleich beym Eintritt im Amtshaus mit gutem Schocolat gelabet, wosben uns viele auch Standespersonen besuchten. Darauf theilte man uns



in

in verschiedene Conventer aus, mich traf
nebst andern 23. das Convent der Wohlehr-
würdigen P.P. Observanten, durch deren
mildreiche Versorgung wir uns bald von den
Reisbeschwerissen haben erholen können.

Ausenthalt Innerhalb kurzer Zeit waren in diesem Von
der unsrigen im Sancta Maria bis 2000. americanische Ju-
gen im Port San-suiten zusammen gekommen aus 7. spani-
schen Provinzen als Mexico, Paraguay,
Maria. Chile, Lima, Santa Fee, Quito, und
Philipinas. Im hiesigen Hospicio der Mis-
sionen allein wurden 400. einquartirt, die
übrige aber in den Conventern der P.P. Au-
gustiner, Dominicaner, Paulaner, Fran-

Die junge ciscaneru Recollecten, und Reformaten auf
Jesuiten Königliche Rechnung ausgetheilt. Die
wurden schändlich größte Anzahl der Unfrigen, wie leicht zu
betrogen. erachteten, machten aus die junge Priester,
und Scholastici, derer die meiste in Ameri-
ca gebürtig waren, diesen hatte man weis-
gemacht, wosfern sie der Societät entsagten,
und das Ordenskleid ausziehen wollten, wur-
de man sie wiederum nacher America zurück-
führen: Man gab auch schon dazumal in der
ganzen Stadt vor, daß der Jesuiter-Orden
in der ganzen Welt werde aufgehoben wer-
den. Durch solchen Ruf, und Vaterlands-
liebe angetrieben haben sich alsogleich bis
200. zum Ordensabschied angetragen, diese
hat man auf der Stelle von uns andern ab-
gesondert, und ihnen zwey besondere Städte
häuser zur Wohnung angewiesen. Aber leb-
der!

Der! da sie schon frohlockten, und einander zum lieben Vaterland Glück wünschten, kam ganz unverhofft von Madrid neue Ordre, Kraft welcher auch sie nachher Welschland, und zwar nach Rom sollten geliefert werden um sich vom heiligen Vater dem Pabst von ihrem geistlichen Ordensgelübden loszunachen zu lassen, als welche in des Königs Gewalt nicht stünde: und doch hatte man uns schon im Königlichen Decret den häßlichen Nachnamen Erjesuiten beygelegt. Hätten nicht ihre Provincialen, die gegenwärtig waren, die Gelübbe gemäß ihres vergönnten Gewalts auflösen können? aber hätte sie auch Gott Vater selbst von selben losgesprochen, würden sie doch ihr Vaterland so bald nicht zu sehen bekommen haben, nach welchen sie noch bis auf heutigen Tag zum Vergnügen der spanischen Staats-Politiker leuzzen müssen.

Als es nun wiederum nach 7. Wochen zum Aufbruch kam, wurden wir auf 9. ges Schiffahrt
mieteten Schiffen, darynter zwey Englan-^{nachter}
dische, ein Schwedisches, und eines von ^{Welsch-}
Ragusa gewesen, eingeschiffet. Wir Deut-
schen hundert an der Zahl sammt 13. Wehr-
schen bestiegen das spanische Kriegsschiff
von 70. Canonen, welches die übrige con-
voierte, auf diesem hatten wir Raum genug
so wohl beym Essen, als Schlafen, und
ist meines Erachtens auf der Welt nichts so
hense

Ein großes hensvolrdiger, als das große, kunstreiche Kriegs- und kostbare Gebäude eines solchen Schiffes. Schiff billig Es befanden sich darauf bis 300. Matrosen, unter die Weltkunn. oder Seeleut, 250. Soldaten sammt Feuerwerker zu jäh. 24. Knaben zum Ausleeren.

6. Ober- und Unterpiloten, 2. Schiffscaptain, Weltpriester: über 2000. Hennen, 40. lebendige Ochsen: ein kleine Heerde Schwein, und so viele Schaf mit andern verschiedenen Vorzüch von Lebensmitteln. Das beste war, daß wir keinen Abgang am süßen Wasser gehabt, welches doch sonst auf dem Meer die gemeine, und größte Plag, und die meiste Ursache der Krankheiten zu seyn pflegt. Nahe bey Gibraltar ist das Ragusaner Schiff, wo sich die Abgesonderten befanden, leicht geworden, und mußte dort verblieben sich ausbessern zu lassen, die darauf woyren, wurden unter den übrigen zu ihrer größten Ungelegenheit eingetheilet. Nach Verlauf 3. Wochen langten wir bey der Insel Corsica an, wo damals alle spanische Jesuiten sowohl aus Europa, als America zu verbleiben hatten: uns Deutsche, und Websche führte man nach dem Genuesischen Gebiete, und wurden jedem Deutschen 75. spanische Thaler zum Abschied, und fernern Reise ausbezahlt.

Jederman kann sich leichter einbilden, als ich beschreiben, was Erstaumen ein so unvermischtes

muthetes, als gewaltthätiges, Verfahren
des spannischen Hofes mit uns Jesuiten über-
all, sonderbar bey den Indianern verursa- Die Ju-
chet habe, diese wollten sich auch mit demdauer w.
nicht begnügen lassen, daß man ihnen be-Versegen
dentete, es wäre also der Willen des Königs, sich dem
den sie wußten doch auch, daß der König Jesuiten.
nicht Gott, sondern ein Mensch seye, und
also auch wie andere Menschen durch falsche
Beschuldigung - und Verleumdungen könne
betrogen werden, wie es leider der verstorbene
König in Portugall zum größten Un-
heil auch der adelichsten Personen des Reichs
sattsam erfahren hat. Nebst dem erkannten
die Indianer in den Missionen nur gar zu
wohl, was sie an uns zu verlieren hätten;
als von welchen sie bis zweihundert Jahr
lang nicht nur im Geistlichen, sondern vielen
Theil auch im Zeitliche versorget, und wider
ungerechte Bekränk- und Erpressungen, sind
beschützt worden. Hinsüran aber ganz unbe-
kannte, unerfahrene, und für lange Zeit
Sprachlose Missionarient sich mühten auf-
dringen lassen. Sie widersehsten sich also uns-
serm Abzug nach allen Kräften, und würde
die spanische Mannschaft nicht überall hin-
länglich gewesen seyn, wenn nicht die Mis-
sionarient selbst sie inständig gebethen hätten,
daß sie ihnen gestatten möchten mit Ruhe Die Mis-
himweg zu gehen, und den Willen des Königs vollziehen: Es wäre dies vielleicht nur treten ins
ein gählinger Sturm, der sich bald wieder Mittel.

rum legen würde: das beste, und einzige Mittel selben zu stillen, und den König zu besänftigen wäre der bereitwillige Gehorsam, da im Gegentheil der Ungehorsam sowohl den Missionarien, als ihnen zum größten Schaden gereichen würde ic. Mit diesen, und dergleichen haben sich endlich die Indianer zur Ruhe gethan nur die von Mexico ausgenommen, wie wirs hernach sehen werden. Wie schmerhaft aber die beydeseitige Beurlaubung gewesen seye, kann derjenige fassen, der sich vorstelle, was großes Leid wesen zwischen Vätern, und Kindern, oder auch guten Freunden zu entstehen pflege, wenn sie mit Gewalt von einander zu scheiden gezwungen werden.

Mit den Missionarien der quitenischen Mission hat die spanische Regierung veran-
staltet, daß sie nicht nacher Quito, sondern auf dem Fluß Maragnon nacher Grand-
Para dem Portugesischen Meerport, von da aus nacher Lisabon, und endlich nacher Cas-
tella-Deeport. Dix geliefert werden. Zu Para, wo vormals
der Stadthalter Mendoça Furtado ein leib-
licher Bruder des Marquis von Pombal,
und also ein geschworener Jesuiten-Feind die
Portugisischen Missionarie zu tyranziren hat
angefangen (dessen schreckbaren gähn Tod
man in dem Journal des Herrn von Murr
im achten Theil nachlesen kann) wurden die
unfrige von Quito auf eben die Art, wie die
Portugisische behandelt, und zur langen
Schif-

Grand-
Para Vor-
tugischer
Deeport.

Schiffahrt nach Europa im untern Theil des Schiff's eng zusammen gesperrt, sie mußten auch den ganzen Weg mit der schlechten Galiotentost sich begnügen lassen. Durch solches unbarmherziges Tractament wurden sie also abgeschwächt, daß es auch drey Deutsche das Leben gekostet, wie mirs ^{Lod des} nachmats erzählet ist worden. Der erste war P. Palme. *Jos. Palme* in Böhmen gebürtig, dem ein an gestoßne Krankheit, und gänzlicher Abgang der Arzney im 35. Jahr seines Alters den Gar aus gemacht: die andern zween waren P. Adam *Widman*, von Aichstädt, P. Leonardus *Deubler*, aus der Rheinischen Provinz, derer ein jeder über 40. Jahr seine Lebenstag in der Mission hat zugebracht: als diese halb. tod zu Lisabon angelanget, und aus dem Schiff an das Gestad gekommen, haben beyde auf diesem ihren Geist aufgegeben der P. Widman, 72. und P. Deubler, 78. Jahr alt.

Nun vny Mexico zu reden hat dort unsrer Abzug verursachet, daß auch viele Indianer das Leben, und noch mehrere ihre Freyheit verloren haben. Es befanden sich in dem Collegio der indianischen Stadt Sant-Luys, 3. Tagreisen von der Stadt Mexico entfernt 14. Personen der unsrigen, mit denen man eben so, wie es mit den Jesuiten in Spanien geschehen, verfahren ist, nāmllich man holte sie von ihren Zimmern ab, und schen führte sie auf der Stelle in Kutschēu hinweg. *Reich.*

Die Indianer wußten anfangs nicht, was dieses bedeuten sollte, als sie aber vermerket, daß man selbe gar außer Land führen wollte, sind ihrer etlich hundert eilends nachgezogen, und da sie innerhalb zwey Tagen darzu gekommen, vertrieben, sie die spanische

Die India. Compon, spannten die Pferde aus, und zuerst wollen gen sie selbststen die Patres in den Wägen zu die anrik rück in die Stadt mit Beheuren, sie wollten gen von auf keine Weis ihre Patres von ihm hinweg lassen, befahlen zugleich denselben ihre Renniter, und Berrichtungen in dem Collegio fortzumachen wie zuvor ohne sich vieles zu bekümmern, daß ihnen was Leids widerfahren möchte. Zur Sicherheit bewachteten sie bey Tag, und Nacht die Portenthür, und kamen täglich Cassiquen, oder indianische Vorsteher in das Collegium um zu sehen, ob alle Patres zugegen wären, und ob ihnen nichts abging: kaum hatte der Vicekönig zu Mexico von diesem Vorfall Nachricht bekommen, veranstaltete er aljogleich, daß bis 4000 Mann Soldaten von verschiedenen

Die India Ortschaften zusammen gezogen wurden, welcher werden che nach Verlauf kurzer Zeit mit einigen Feld durch über stücken gegen die Stadt Sant-Luys angelegene Kriegs- macht be- gründen. rücket, und selbe auf allen Seiten umrungen haben. Einer so großen Menge regulierter Truppen, die ihnen unverhofft auf den Hals kam, getrautnen sich die Indianer nicht den mindesten Widerstand zu thun, und er gaben sich gleich bey erster Auflorderung auf Gnad,

Quad, und Ungnade: Das erste, was man
 nach in Besitz genommener Stadt vornahm,
 war, daß man die unrechte alsogleich in vor-
 gen Kutschchen hinweg führte, darauf wurde
 eine Menge der Indianern handfest und mit
 ihnen ein kurzer Prozeß, Kraft welchem 24.
 der Rädelshörer aufgefickt, und nach
 der Zeit bis 300. über das Meer nach der
 Insel Havanna in das Elend verbannt wor- Die India-
ner werden
theils am
Leben
theils mit
verbannt
gestraft.
 den, also, hat es mir nachmals einer der
 unrechten Priester, der selbst darbey gewesen, in dem Port Santa-Maria erzählt. Viel-
 leicht wird dieses gar zu strenge Verfahren
 hernach die Spannier schon oftmals gereuet
 haben, sonderbar bei jessigen Umständen, da
 sie mit England im Krieg verwickelt und zus-
 gleich die Indianer das Beispiel der sich von
 England freiemachten Colonien vor Augen
 haben, welche doch gegen den spanischen Be-
 sitzungen in America nur als ein Handvoll zu
 rechnen. Mit Aufshenken, und Verbannen
 werden sie den eingeborhn Americanern das
 Rebellieren niemals verleiden, wenn sie nicht
 ganze Städte Dorfschaften, und Pflanzö-
 ter entvölkeren wollen, die ihnen doch zum ei-
 genen Unterhalt ganz unentbehrlich sind.
 Das einzige Mittel die Unterthanen sondes-
 in America im Zaum, und schuldigen Ge-
 horsam so wohl gegen Gott, als der recht- Die heilige
Religion
bezähmet
die Men-
 mäßigen Obrigkeit zu erhalten ist pure allein die Men-
 die heilige Religion, und das wahrhafte Chris- ten
 tenthum, wie man es in aller Fabelschriften.

Die Indianer wußten anfangs nicht, was dieses bedeuten sollte, als sie aber vermerket, daß man selbe gar außer Land führen wollte, sind ihrer eilich hundert eilends nachgezogen, und da sie innerhalb zwey Tagen darzu gekommen, vertrieben, sie die spanische Die India Convoy, spannten die Pferde aus, und zuerst wollten gen sie selbststen die Patres in den Wägen zu die unsch rück in die Stadt mit Befehlern, sie wollten gen von auf keine Weis ihre Patres von ihnen hinweg las weg lassen, befahlen zugleich denselben ihre sen.

Alemitter, und Verrichtungen in dem Collegio fortzumachen wie zuvor ohne sich vieles zu bekümmern, daß ihnen was Leids widerfahren möchte. Zur Sicherheit bewachteten sie bey Tag, und Nacht die Portenthür, und kamen täglich Cassiquen, oder indianische Vorsteher in das Collegium um zu sehen, ob alle Patres zugegen wären, und ob ihnen nichts abging: kaum hatte der Viceröy zu Mexico von diesem Vorfall Nachricht bekommen, veranstaltete er also gleich, daß bis 4000 Mann Soldaten von verschiedenen

Die India Ortschaften zusammen gezogen wurden, welche werden ehe nach Verlauf turzer Zeit mit einigen Feld durch über stücken gegen die Stadt Sant-Luys angekriegs rücket, und selbe auf allen Seiten umrunden haben. Einer so großen Menge regulierter Truppen, die ihnen unverhofft auf den Hals kam, getrautn sich die Indianer nicht den mindesten Widerstand zu thun, und er gaben sich gleich bey erster Aufforderung auf Gnad,

Quad, und Ungnade: Das erste, was man
 nach in Besitz genommener Stadt vornahm,
 war, daß man die unsrige alsogleich in vor-
 gen Kutschern hinweg führte, darauf wurde
 eine Menge der Indianern handfest und mit
 ihnen ein kurzer Procesz, Kraft welchem 24.
 der Rädelsführer aufgehängt, - und nach
 der Zeit bis 300. über das Meer nach der
 Insel Havanna in das Elend verbannet wor- Die Indianer werden am Leben bestraft.
 den, also, hat es mir nachmals einer der unser werden
 unsrigen Priester, der selbst darbey gewesen, thals am
 in dem Port Santa-Maria erzählt. Viel-
 leicht wird dieses gar zu strenge Verfahren
 hernach die Spannier schon oftmals gereuet
 haben, sonderbar bey jessigen Umständen, da
 sie mit England im Krieg verwickelt und zus-
 gleich die Indianer das Beispiel der sich von
 England fregemachten Colonien vor Augen
 haben, welche doch gegen den spanischen Be-
 sitzungen in America nur als ein Handvoll zu
 rechnen. Mit Aufshenko, und Verbannen
 werden sie den eingeborenen Americanern das
 Rebellieren niemals verleidet, wenn sie nicht
 ganze Städte Dorfschaften, und Pflanzörs-
 ter entvölkeren wollen, die ihnen doch zum ei-
 genen Unterhalt ganz unentbehrlich sind.
 Das einzige Mittel die Unterthanen sonders
 in America im Zaum, und schuldigen Ge-
 horsam so wohl gegen Gott, als der recht- Die heilige Religion befähmet die Menschen.
 mäßigen Obrigkeit zu erhalten ist pure allein
 die heilige Religion, und das wahrhafte Chri-
 stenthum, wie man es in aller Fäheschriften.

ten ersehen kann. Nun da man den Amerikanern ihre geistliche Väter, von denen sie von Jugend auf im wahren Christenthum sind unterrichtet, und auferzogen worden, mit Gewalt hinweg genommen, und die nächste beste ganz unbekannte zugesendet hat, wird auch bey ihnen die heilige Religion kein so großen Eindruck mehr machen, vielmehr wird unser Abgang so bald durch andre freiwilligen Missionarien ersetzt werden können.

Wer immer in den amerikanischen Missionsgeschichten nur wenig bewandert ist, wird gar leicht einsehen, daß in der That ein besonderer Beruf von Gott, und eine großmuthige Resolution vonnothen sey, das mit sich jemand entschließe anstatt unter den Seinigen ruhig zu leben sich unter barbarische Völker zu begeben um alldort unter tausend Müheseligkeiten, und beständigen Leibs- und Geelengefahren sein Leben zuzubringen. Nur allein aus Liebe Gottes, und des unschätzbaren Seelenheils jener äußerst verlassenen Nebenmenschen kann solches geschehen, und wäre derjenige für den größten Thorn zu halten, der solches pur aus zeitlichen Absichten wagen wollte.

Ein Missionarius
hat nebst

Nebst dem Berufe forderten auch die langwierige und sehr beschwerliche Reisen zu Wasser und zu Lande dauerhafte Gesundheit, und auch Leibs-gute Leibeskraften. Dessenwegen unsre Prokräften vinzen in America große Unkosten verwendet haben,

haben, aus Deutschland einige Gesellen zu bekommen, als welche dergleichen Beschwerlichkeiten, wie auch das heiße americanische Clima zum besten, und längsten übertragen konnten. Über eben solche Hineinlieferung neuer Missionarien hat nachmals unsern Verfolgern Anlaß gegeben, den americanischen Jesuiten ^{Habsche Be-}
 ungeheure Reichthümer, Gewerbe und Handelschaft in ihren verläudterischen Schmäh-
 scheiten anzudichten, um die Welt glauben zu machen, als wären wir Jesuiten nicht aus Seeleneifer, sondern aus Habsucht und Geldbegierde nach America verreiset *sc.* Sie hatten nämlich gesehen, oder auch nur gehöret, daß unsre P.P. Procuratores, die vormals von America nach Europa gekommen, vieles Geld, und ungeprägtes Gold und Silber heraus brachten, hernach auf ihrem Rückweg nebstd neuen Missionarien viele Päcke und Kisten mit sich führten, dieses erfleckte schon, daß sich statistische Witzlinge von Jesuitischen Gold- und Silber-Minen, von Kauffarthey-Flotten, von großen Waaren-Niederlagen traumen liessen, und den P. Scelle zu Genua, wie auch den P. Escorza im Sancta Maria für ihre Factoren, und Erz-Banquier überall ausposaunten. Nun aber ist endlich den boshaften Jungen und bissigen Federn Einhalt gethan worden, da man bey Einziehung, und genauerster Durchforschung unsrer Habschaften sowohl in der alt- als neuen Welt klar eingesehen hat, in was unsre

In was freie Güter und Einkünften bestanden, welche unsre Gil. wir gleich andern geistlichen Orden theils et bestan- durch misde Stiftungen, und Freygebigkeit den, und? katholischer Regenten, theils durch Geprä- wie wir es verwendet; samkeit bekommen, und derselben den min- dern Theil zum eigenen Unterhalt, den meh- rern aber zur Ehre Gottes in seinen heiligen Tempeln, und zum Nutzen des Nebentinens- schen verivendet haben. Freylich hatten die americanische Jesuiten weit mehrere Einkünft- ten als die Europäische, es waren aber auch ihre Ausgaben weit größer, denn was man in Europa um einen Groschen haben kann, muß man in America mit einem Gulden bezahlen. Zum Beyispiel, das Viaticum, oder Reisegeld eines der Unfrigen, der von Quito aus nach Panama, oder Popayan, als den entlegensten Collegien der quitenischen Pro- vinz beordert wurde, bestund in 400. Span- nischen Thalern, da in hiesiger Bayrischen Provinz das mehereste Viaticum nur 24. Gulden ausmachte. Nun wie vieles Geld mußte man nicht verwenden, um neue Mis- sionarien aus Europa hinein zu bringen, wenn auch schon der König vieles beytrug? Was kostete nicht auch nur ein einziger Deutscher, um ihn über 2000. Meilen mit Sack und Pack nach America zu liefern? Und wie hoch kam nicht der Einkauf, und Lieferung nothwendiger Bücher, und Kir- chen-Ornat, die man in America nicht ver- fertiget? Ein einziges Brevier von 4. Thei- len

len kostete in Quito 30. Thaler, welches zu verschleissen die R. R. P. P. S. Hieronymi zu Escorial für ganz Spanien das ausschließende Privilegium haben. Nebst allen dies unsre Häusern Ausgaben waren auch in America unsre ^{Zusucht} Häuser und Collegia die allgemeine Zuflucht der Armen. der Armen.
 verunglückten Kaufleuten. Zu Quito, wo keine Sammlung für Arme, noch Wäysens Armenhäuser, wohl aber viele Nothhände sich einfinden, belauft sich das jährliche Almosengeld, welches man in unserm Collegio austheilte, über 5000. Thaler. Wir Jesuiten konnten also überall, sowohl in America, als Europa den Commissarien, als sie uns befragten, wo das Geld, dessen sie nur einen geringen Vorrath, amstatt der eingebildeten Millionen angetroffen, hingenommen sey? mit aller Wahrheit antworten: In manus Pauperum deportavimus: Die Hände der Armen haben es fortgetragen. Zum allerwenigsten konnte man den americanischen Jesuiten vorwerfen, als hätten sie sich prächtig aufgeführt, oder unmäßig gelebt. Ihre Kleidung und Wohnung gleiche war weit schlechter, als der Europäer, obwohl auch diese nichts überflüssiges hatten, und die tägliche Kost so armelig, daß gewiß unsre Hausbediente in Deutschland weit rica. eine bessere gehabt. In dem Collegio zu Quito, wo ich bis 2. Jahr gelebt, fahen wir auch das ganze Jahr hindurch keinen Tropfen

Tropfen Wein auf dem Tisch, nur wenige hohe Festtage ausgenommen, an welchen man uns ein Glas Wein von Lima zu verfosten gab, alle andre Tage auch sogar zur heiligen Fastenzeit mußten wir mit hellem Wasser vorlieb nehmen.

Wenn wir also in America so überschwengliche Reichtümer besessen hätten, die uns heidische und bishge Schriften andichten, wären wir gewiß nicht Wihige, die man uns ausgab, sondern die groÙ Dummkopfe gewesen, da wir bey so großem Ueberflüß so armselig gelebt, und uns selbsten nichts Gutes vergönnt haben? Nicht der Verlust zeitlicher Güter war es, was uns bey unserm Abzug von America zum meisten schmerzte, sondern der Verlust so vieler tausend unschätzbarer Seelen unsrer Pflegkinder der armen Indianer, als denen zu Liebe wir so langwierige und gefährliche Reisen, wie auch die saure Arbeit, ihre unverständige Sprachen zu erlernen auf uns genommen hatten, zugleich auch sehen mußten, daß unser Abgang bey diesen so verwirrten Zeiten, besonders aus unserm Deutschland so bald nicht werde ersehen werden. Nun können wir für selbe nichts anders mehr thun, als mit frommen Religions- eiftrigen Seelen dem HErrn der Ernde, dem es allein möglich, inständigst bitten, daß er seiner so weit entlegenen als weitschichtigen Ernde neue Arbeiter zuzenden wolle.

Anzei-

Anzeig der Absäze.

§. 1.

Von der Stadt und Landschaft Quito.

§. 2.

Von der wundersamen Lage des quitenischen Erdreichs.

§. 3.

Von dem Erdbeben in Quito.

§. 4.

Von den Sitten der Quitenser.

§. 5.

Von der quitenischen Mission.

§. 6.

Von der Leibsgestalt der wilden Indianer.

§. 7.

Von der Gemüthsart der wilden Indianer.

§. 8.

Von der Lebensart der Indianer im Heydenthum.

§. 9.

Von der Lebensart der Indianer im Christenthum.

§. 10.

Von der Wohnung, Speis und Trank der wilden Indianer.

§. 11.

Von Krankheiten u. Arzneien der Indianer.

§. 12.

Von unserm Abzug aus America, und wie selben die Indianer aufgenommen.



71183



* * * * *